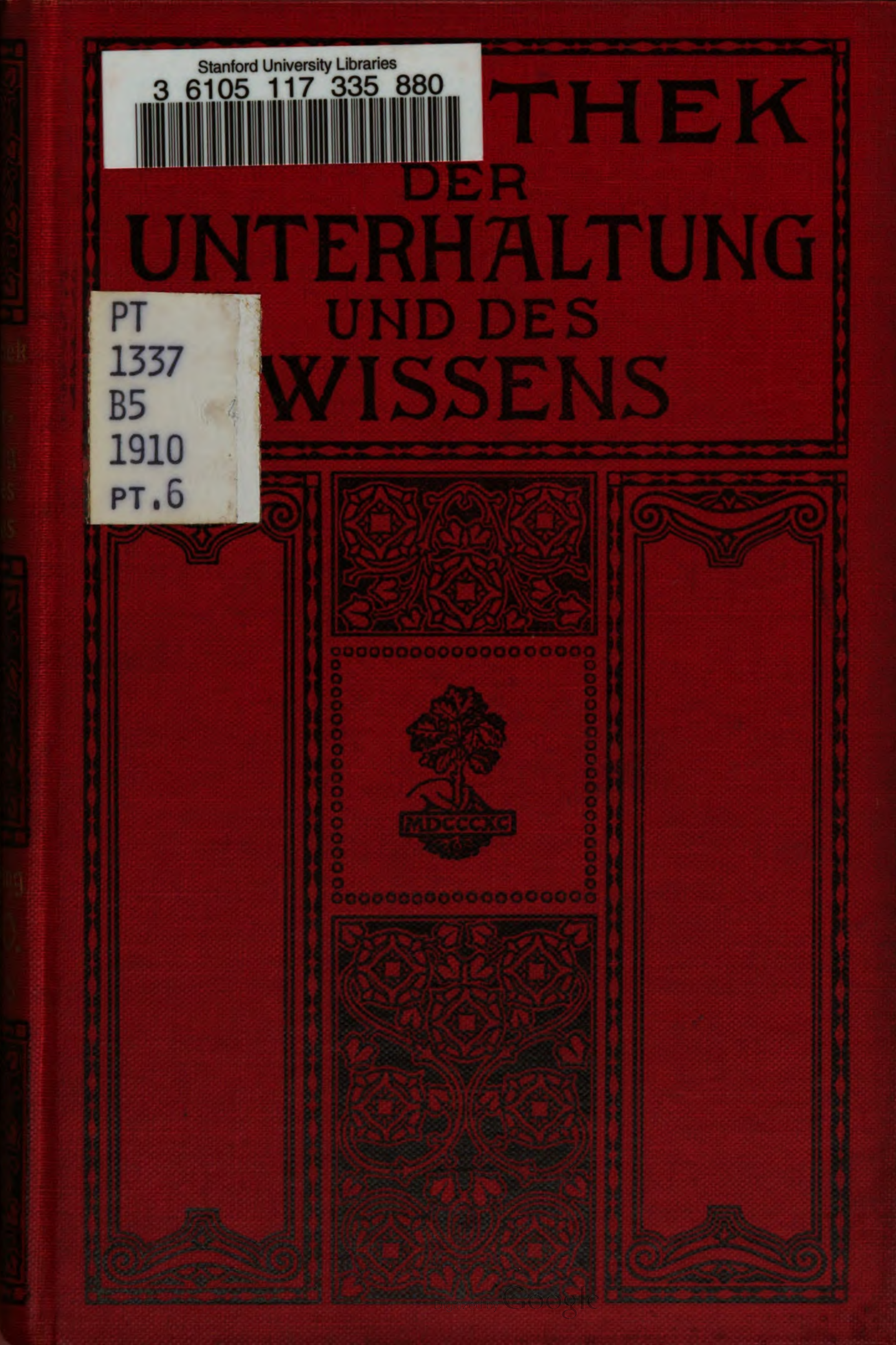

THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC


Bücher-Sammlung
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



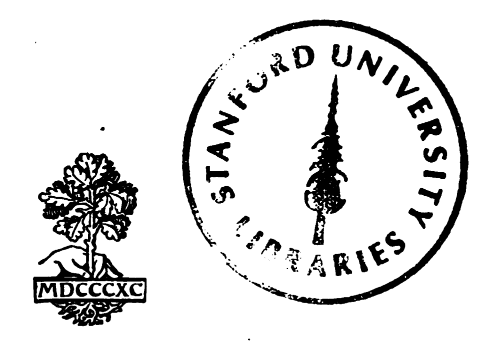


Zu der Novellette „Der Pompadourräuber“ von A. v. Gersdorff.
(S. 93)
Originalzeichnung von A. Wald.



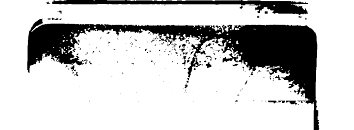
Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Sechster Band



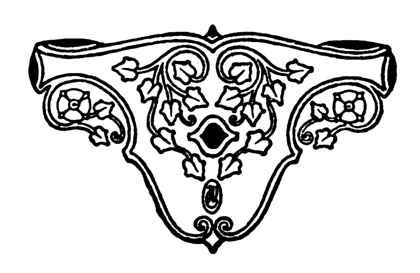
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

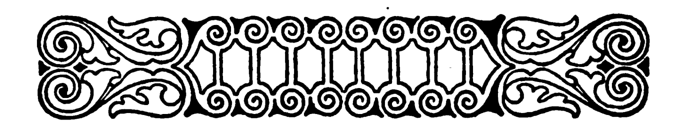
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart





Inhalts-Verzeichnis.

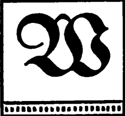




Willst du dein Herz mir schenken —

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)



Wir werden nun wieder eine Familie werden," sagte Sebaldus lächelnd. „Wir werden uns gewissermaßen alle in Liska teilen, und dein Anteil, meine gute Thilde, soll nicht der kleinste sein."

Da er ersichtlich hierauf eine Erwiderung erwartete, sagte die Rätin, die Hände ineinander drückend: „Du mußt verzeihen, ich bin noch so verwirrt —"

Er erhob sich. „Nun, es ist ja durch Frau v. Grottfuß dafür gesorgt, daß du bis morgen dich fassen und Liska, wenn du es für angemessen hältst, auf mein Kommen vorbereiten kannst. Ich werde möglicherweise Lilla und Rosa mitbringen, um dir zu beweisen, daß sie Liska freiwillig den Hauptplatz neben mir gönnen, damit du ganz beruhigt bist über die Stellung unseres Lieblings neben ihnen."

„Morgen also?" fragte sie leise.

Er nickte. „Der Unterschied der Jahre ist Einbildung. Jeder ist so jung, wie er sich fühlt. Und ich fühle mich in der Liebe zu Liska wie ein Jüngling. — Auf morgen denn!" schloß er, ihre Rechte schüttelnd. „Grüße meine kleine Braut. Morgen abend feiern wir die Verlobung

bei uns. Du wirst sehen, wie schnell sich Liska in ihre neue Rolle hineinlebt."

Er grüßte lachend und verschwand.

Drinnen im Wohnzimmer blieb es lautlos, ausgenommen, daß die Wanduhr tickte, und der Vogel im Käfig zwitschernd von einem Stab zum anderen sprang.

Niedergezwungen von einer furchtbaren Lockung stützte die Rätin beide Hände schwer auf die Tischplatte und starrte vor sich nieder. Da schwand ja mit einem Schlage das sorgenvolle Dunkel um Liskas Zukunft, das nie aufhörte, Schatten über sie zu werfen, es erhob sich eine glänzende Versorgung.

Diese Versorgung schlich sich an ihr Mutterherz und gleißte es an. Aber dieses Gleißen fraß sich so schmerzhaft tief hinein — bis in die Wundennarben ihrer ersten Ehe, daß sie wie abwehrend die Hände dagegen bewegte.

Sie sah sich selbst in ihrem Kinde, gedrängt von Elternsorge und törichter Verblendung den Bund eingehen, der keine Knospe ihres Herzens zur Blume werden ließ. Sie sah sich aller Fröhlichkeit beraubt, gehemmt, gezwungen an des älteren Mannes Seite, an eines Kniebels Seite — und sollte nun ihr Kind in demselben, ja noch erhöhtem Zwange verstummen, hilflos verkümmern sehen! Einmal in Händen dieser drei Kniebels, war es vorbei mit allem, was jetzt unzertrennbar sie beide aneinander band.

Die Rätin schluchzte tränenlos auf.

Die Zukunft! Ach, die Zukunft! Wenn sie vielleicht schon bald die Augen schloß, war es da noch recht, die glänzende Partie auszuschlagen, nicht vielmehr Pflicht, überredend dafür zu sprechen?

Eine Stimme schrie auf in ihr: Nein — nein!

Und da stand Liska vor ihren Geistesaugen in ihrer

glückseligen Fröhlichkeit, die alles, was von ihr erfaßt ward, verschönte und verklärte, mit ihrem jugendhellen Enthusiasmus und frischem Lebensdrang, mit allem, was ein Menschenkind an Schönheit, Jugend, Herzensreichtum besitzen kann — und neben ihr die Tyrannei der Kniebels, die späte Leidenschaft des alternden Mannes im Bunde mit der Eifersucht.

Die Rätin stöhnte laut vor bitterer Angst. Kein Wort dieser Werbung durfte an Liskas Ohr dringen, kein Laut. Denn wenn sich auch ihr Ohr mit Widerwillen dagegen verschloß, in ihre Kindesliebe konnte sie Eingang finden. Die Lockung war schon angedeutet. Um ihrem Mütterchen ein angenehmes Leben zu verschaffen, wie Sebaldus es verhieß, gab sie in unbewußter Opferung sich hin.

Und damit brach die Rätin vollends zusammen vor ihres Gatten Bild. Sie wußte nicht, wohin sich flüchten mit ihrer Not, mit ihrer Angst vor dieser Opferung.

Sie hörte die Flurglocke läuten und konnte vor Herzklopfen sich kaum bewegen. Endlich zwang sie sich hinauszugehen.

Hartleben stand vor ihr.

„Ich komme nur als Sternschnuppe," sagte er, sie begrüßend, „und bringe Grüße von meiner Tante an Sie und —"

Er verstummte. „Was ist Ihnen denn?"

In ihr löste sich die nachwirkende Spannung bei seinem Anblick, bei seiner Frage. Tränen rollten ihr aus den Augen, heiße Tränen.

Er führte sie ins Zimmer und schloß die Tür. „Meine liebe, verehrte gnädige Frau, was ist geschehen?"

Da quoll es ihr über die Lippen. Sie konnte es nicht zurückhalten und wollte es auch nicht diesem

Manne gegenüber, den sie sich einst als Schwiegersohn ersehnt hatte.

Er hörte ruhig zu, ohne sie zu unterbrechen. Nur seine Miene verfinsterte sich allmählich. Die Kniebels waren ihm unerträglich. „Vor allen Dingen dürfen Sie Fräulein Liska nicht in die Lage bringen," sagte er, die zitternde Hand der Rätin an seine Lippen hebend, „etwas von der in Frage stehenden Werbung zu erfahren. Darin liegt die Sicherheit gegen eine Überrumplung ihrer Kindesliebe. Sie muß schleunigst fort. Für das andere stehen Sie allerdings dann leider ein."

„Fort? Wohin?" rief die Rätin, ihre Augen trocknend.

„Zu meiner Tante — nach Barnekow," sagte Hartleben nach kurzer Pause. „Dort ist sie sicher aufgehoben. Ich telegraphiere sofort. Der erste Zug geht morgen früh um acht Uhr. Ich werde Ihnen die Rückantwort sogleich durch meinen Burschen übersenden."

Eine Zentnerlast fiel der Rätin von der Brust. Was galt ihr jetzt die Einsamkeit, was alles, dem sie standhalten mußte! Sie drückte Hartlebens Rechte mit unaussprechlichem Dank.

„Das braucht es aber wirklich nicht," sagte er herzlich. „Ich weiß, daß meine Tante sich ehrlich freuen wird. Ich würde Ihnen nicht anraten, um Ihretwillen selbst, Herrn Kniebel morgen an verschlossene Türen pochen zu lassen. Es muß sofort Klarheit geschaffen werden. Deshalb können Sie, verehrte Frau, Ihre Tochter nicht begleiten, und für mich, was ich bedaure, liegt dienstliche Unabkömmlichkeit vor. Aber ich werde pünktlich auf dem Bahnhof sein und dafür sorgen, daß Fräulein Liska die Fahrt sicher machen kann. Zudem werde ich auch an Herrn v. Warnulf telegraphieren, daß

ein Wagen in Freistadt für sie bereit steht.“ Er drückte die Hand der Rätin nochmals herzlich an seine Lippen. „Ich denke, so machen wir die Sache in jedermanns Interesse, nicht zum wenigsten in dem meiner Tante. Sie müssen also nicht weinen, die Gefahr ist schon beseitigt.“

Es tat ihr so unbeschreiblich wohl, ihr, der Unbeschützten, Verschüchterten, einen tatkräftigen Freund gefunden zu haben in dieser Not, daß sie kaum Worte fand, ihn ihres Dankes zu versichern.

Wie hatte nur Harda einen solchen Mann aufgeben, wie über die Pastorenbase spötteln können, die jetzt wie ein Schutzengel über Liska wachen wollte!

Hartleben las ihr die Gedanken von der Stirn und wandte sich zum Gehen. Da fiel sein Blick auf Hardas Bild, das von der Rätin, so oft er sich ansagen ließ, fürsorglich vom Tisch entfernt worden war.

Jetzt stand es da im hellen Tageslicht und zeigte ihm die Züge, um welche er so schwer gelitten. Es blickte ihn an wie ein Märchen aus langvergangener Zeit. Es tönte ihm wie ein langvergessenes Lied ins Ohr: „Willst du dein Herz mir schenken —“

Eine tiefe, tiefe Traurigkeit packte ihn in allen Wurzeln der Empfindung. Aber als er sah, daß die Rätin die Farbe wechselte, sagte er beruhigend: „Es macht nichts — wirklich!“ drückte ihr die Hand und ging. —

Das erste, was die Rätin tat, nachdem die Depesche in bejahendem Sinne eingetroffen war, war die Abfassung zweier Briefe; den einen richtete sie an Fräulein Hartleben, den anderen an Herrn v. Warnulf. In beiden schilderte sie den Vorgang, wie ihr geängstigtes Herz es ihr eingab, und bat, sich Liskas anzunehmen und zu verzeihen, wenn sie mit ihrer Bitte lästig falle. Sie wolle

nach irgend einer Möglichkeit sich umsehen, Liska eine passende Stellung zu verschaffen, bis dahin möge man Geduld mit ihrer vaterlosen Tochter haben.

Auf jede Zeile fielen heiße Tropfen, und doch war ihr Herz jetzt federleicht gegen die vergangenen Stunden.

Dann begann sie Liskas Sachen zu ordnen, beschaffte, was noch zu besorgen war — und endlich, als längst schon die Uhr elf Schläge getan, schloß sie den Reisekorb und lauschte nun auf jeden Schritt.

Um Mitternacht kam's die Treppe heraufgestürmt — ins Zimmer hinein. Begeistert stürzte Liska der Rätin um den Hals. Sie sah entzückend aus in ihrem leuchtenden Glück, so entzückend, daß die Rätin bei dem Gedanken, diese blühende und glühende Jugendfreude unter das Kniebelsche Regiment zu beugen, schaudernd zusammenfuhr.

Liskas Erstaunen über den Reisekorb überwog schließlich. „Nanu, Mutterchen! Was treibst du denn für Dinge ohne mich?"

Die Rätin strich ihr sanft die Wange. „Du verreisest morgen früh, mein Kind."

Liskas Augen öffneten sich nach alter Weise übermäßig weit. „Was? Ich —? Und du?"

„Ich bleibe vorläufig hier, Kindchen," sagte sie mit unsicherer Stimme, betrübt über die Notwendigkeit, den Genuß dieses Abends zerstören zu müssen. „Es geht nicht anders, glaube mir."

„Aber warum denn?" Liska kannte und erkannte diesen bedeckten Ton zu genau, um nicht zu wissen, daß es der Rätin bitterer Ernst war mit dem, was sie sagte und tat. „Sage mir doch, warum?"

Die Rätin zog sie an sich. „Frage nicht. Tu's nicht."

Da ward sie still, und die schimmernde Farbe in ihrem schönen Gesicht verblaßte.

„Glaubst du, mein liebes Kind," fragte die Rätin, das Blondhaar ihrer Tochter zärtlich streichelnd, „daß ich dich liebhabe? Glaubst du, daß mir an deinem Glück alles gelegen ist, daß ich mich selbst nichts achte, wenn es dein Wohl gilt? Glaubst du das?"

Sie preßte die Arme um Frau Müllbrichs Hals. „O, einziges Mütterchen — was fragst du denn so?"

„Weil ich möchte, daß du ohne weitere Fragen nach Barnekow zu Fräulein Hartleben reisest."

„Jetzt werde ich schon ganz paff vor Staunen." Liska schlug die Hände zusammen. „Ich tue ja alles, was du willst," fuhr sie rasch und zärtlich fort, „spediere mich also zur Blumentante, aber du kommst doch nach — das versprichst du mir!"

„Ich komme, Kindchen — ich weiß nur noch nicht wann," sagte die Rätin, ihre Tränen verschluckend. „Diesen Brief gibst du Fräulein Hartleben, und diesen zweiten bring Herrn v. Warnulf persönlich."

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen trat aus dem Menschengewühl des Bahnhofs Hartleben grüßend an Frau Müllbrichs Seite. „Es fahren Bekannte von mir dieselbe Strecke," sagte er. „Also keine Sorge, Fräulein Liska wird wohl behütet sein."

Das Herz der Rätin, so dankbar es immer schlug, erhielt doch einen starken Stoß, als Liskas Antlitz aus dem fortrollenden Zuge mit banger Liebe zu ihr zurücksah. Sie schlang die Hände im Muff zusammen. Hartleben sah, daß ihre Lippen zitterten.

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie ein Stück. Wir haben ja fast den gleichen Weg."

An der Haustür drückte er ermutigend ihre Rechte. „Wir werden bald gute Nachricht haben. Ich bringe Ihnen, was ich erfahre, sogleich."

Als die Rätin allein in ihrem Zimmer stand, erschien ihr dieser enge Raum jetzt weit und öde. Es war ihr, als müsse sie immer etwas darin suchen, was sie doch nicht finden konnte.

Nun aber kam ein anderes Bedenken über sie. Bis dahin waren die Stunden wie hochgehende Wogen mit ihr fortgerollt. Jetzt war die Flut vorüber, die Ebbe trat ein — und damit eine nicht zu bannende Scheu vor dem, was kommen mußte, wenn sie Sebaldus Kniebel allein gegenüberstand.

Ob sie des Glaubens war, eine lebende Seele in ihrer Nähe könne die Katastrophe abschwächen, oder ob sie's aus Vorsicht tat, in dem sich zusammenziehenden Gewitter Hilfe finden zu können, jedenfalls hielt sie die Aufwartefrau in der Küche bis auf weiteres zurück. Dann ging sie unruhevoll im Zimmer auf und nieder, aber nie am Bilde ihres Gatten vorüber, ohne den Blick trostsuchend auf sein freundliches Antlitz zu richten.

Es läutete.

Da fuhr sie zusammen. Aber der Gedanke, daß Liska im Eilzug davonsauste, gab ihr Kraft genug, äußerliche Ruhe zu bewahren.

Während Sebaldus Kniebel sich draußen noch seines Pelzes entledigte, rauschten seine Schwestern schon hintereinander ins Zimmer und auf die Rätin zu.

„Wir kommen mit Sebaldus zugleich," sagte Fräulein Lilla, und in ihre tapfer bezwungene Abneigung gegen diese Art Schwägerin mischte sich eine süß-säuerliche Freundlichkeit, die so gar nichts Erwärmendes in sich hatte, „um dir zu beweisen, liebe Thilde, daß wir dem, was Sebaldus sein Glück nennt, niemals Widerstand entgegensetzen."

„Nie!" seufzte Fräulein Rosa. „Aber auch, um dir zu versichern, daß wir fortfahren, in aller Treue zu

unserem Bruder zu stehen — also auch zu seiner zukünftigen Gattin. Wir wollen keinen Maßstab anlegen, keinen — keinen."

Die arme Rätin stand wie auf Kohlen, als jetzt Sebaldus Kniebel frisch und elastisch — die späte Liebe hatte ihn tatsächlich verjüngt — durch die Tür trat und nach einem forschenden Rundblick auf sie zueilte.

„Da sind wir, liebe Mathilde. Wo ist nun Liska?"

Der Rätin fiel das Herz vor die Füße, als sie leise sagte: „Fort ist sie."

Kniebels lächelndes Gesicht verzog sich. Seine Schwestern starrten sich gegenseitig wortlos an.

„Was willst du damit sagen, liebe Thilde?" fragte er kopfschüttelnd. „Du hast sie ausgehen lassen — jetzt, da ich, da wir kommen?"

„Nein," sagte die Rätin stockend. „Ich habe sie ganz fortgeschickt. Sie kommt nicht wieder. Ich bin allein."

Der Zweifel an ihrer Zurechnungsfähigkeit lag so deutlich ausgeprägt auf den Gesichtern der drei Geschwister, daß Frau Müllbrich die kaum erhobenen Augen wieder niederschlug.

„Sie ist ganz fort," flüsterte sie wiederholend. „Sie konnte nicht —"

„Mich lieben?" fragte Sebaldus, nach ihrer Hand greifend. „Sie hat es abgelehnt —"

„Nein," sagte die Rätin. „Sie weiß noch gar nichts davon."

„Du mußt übergeschnappt sein, Thilde!" rief Fräulein Lilla, vor Zorn und Staunen farblos im Gesicht. „Total wirr im Oberstübchen! Dir wird für deine Tochter ein Antrag gemacht, ein Antrag, der Tausende von Müttern und Töchtern in Entzücken versetzen würde, und du sagst ihr überhaupt nichts davon? Du stehst da und sagst einfach: sie ist fort!"

„Nicht einfach, Lilla,“ sagte die Rätin. „Es hat mir Sorge und Unruhe genug gemacht. Es hat mich der Nähe meines Kindes beraubt, des Liebsten, was ich noch auf Erden besitze. Es hat mich einsam gemacht — tief, tief traurig.“

„Sebaldus,“ rief Fräulein Lilla, nach ihrer Stirn fassend, „verstehst du das? Oder sind wir alle drei irrsinnig?“

Aus Kniebels Gesicht war alles Strahlende entwichen. Es sah finster, hart und drohend aus, als er dicht zur Rätin trat und seine Rechte schwer auf ihre Schulter legte. „Ich will wissen, was dich veranlaßte, meine Wünsche eigenmächtig zu durchkreuzen, will wissen, woher du den Mut nahmst, Liska zu hintergehen mit der Zukunft, die ich ihr biete, und wissen, aus welchem Grunde du uns hier vor dir stehen läßt wie — wie —“

„Narren!“ fiel Fräulein Lilla scharf ein. „Während du doch Gott danken solltest —“

„Unaussprechlich danken in deiner und Liskas Lage!“ rief Fräulein Rosa schmerzlich.

„Sprich!“ rief Sebaldus, dessen enttäuschte Leidenschaft ihn fast zur Wut hinriß. „Wie konntest du dir erlauben, mein und Liskas Glück zu hintertreiben? Ich bin ihr Vormund. Wo ist sie? Ich verlange das zu wissen. Ich werde Mittel und Wege finden, diesen Gewaltstreich zu parieren. Wo hältst du sie versteckt?“

Bis dahin hatte die Rätin, erdrückt von der Übermacht, alles über sich ergehen lassen. Nunmehr begann die kränkende Art dieses Verhörs ihr sanftes Gemüt doch zu erbittern. Sie suchte nach Worten und fand keine. Aber da begann das Samenkorn plötzlich in ihrem Herzen zu keimen, das ihre Tante einst hineingesenkt hatte, es schoß in Kraft empor und schob zurück,

was sich dagegen stemmte. Sie sah frei auf, als sinke eine Last von ihrer Brust, und sagte: „Du fragst, weshalb ich Liska deinen Antrag verschwieg? Weshalb ich mich für sie nicht blenden ließ durch deinen Reichtum? Weshalb sie jetzt nicht hier steht als ein Opfer ihrer Kindesliebe? Denn das wäre sie geworden um meinetwillen. Davor wollte ich sie retten um jeden Preis. Denn Liebe füt dich, für euch konnte sie nie empfinden. Ihr waret ihrem Herzen von jeher verhaßt durch eure Härte und ungerechte Lieblosigkeit. Nur durch Überredung meinerseits hat sie die verwandtschaftlichen Beziehungen noch anerkannt."

Die drei Geschwister, sprachlos vor Überraschung, starrten die Rätin an, deren zierlicher Körper zu wachsen schien, nun sie den Gerichtstag endlich abhielt mit den Quälgeistern ihres Lebens.

„Das aber war es nicht allein," fuhr sie mit hervorquellender Erregung fort. „Ich wollte sie schützen vor meinem eigenen Lose, vor dem, was ich an Arturs Seite gelitten. Deshalb stellte ich mich zwischen sie und deine Werbung. Sie sollte nichts von dem erfahren, was meine Jugend durch euren Bruder erfuhr. Sie sollte nicht gemaßregelt werden und unterschätzt wie ich, in ihrer Schönheit und Lebensfreudigkeit nicht durch eure Art gewaltsam unterdrückt sein. Sie sollte den Schmerz nicht erleben, mit allen Mitteln von mir gerissen zu werden. Sie sollte in einer Ehe neben dir nicht bittere Tränen weinen um ihr verlorenes Glück. Sie sollte es besser haben als ich in meiner Ehe mit Artur. Verblendung, Opfermut und was ein junges Herz noch betören kann, sollen nicht auf sie einwirken, solange mein Schutz über ihr wacht. Und deshalb schickte ich sie fort, bevor auch nur ein Schatten deiner Wünsche auf ihr reines, fröhliches Auge fiel, deshalb bleibt

sie fort und fern von hier, damit sie nichts von dem erfährt, was du ihr angedroht hast in deiner sogenannten Liebe.“

„Es ist nicht anders,“ flüsterte Fräulein Lilla, einen ängstlichen Blick auf ihren Bruder richtend, der in verhaltener Leidenschaft an seiner eingeklemmten Unterlippe zu nagen begann — „sie ist verrückt.“

„Lieber mag sie sich, wenn ich die Augen schließen muß,“ sagte die Rätin, wahrhaft erhaben in diesen Momenten, da ihr Mutterherz den Kampf so glänzend ausfocht, „ihr Brot mit Mühe und Arbeit verdienen und warten, ob nicht, wie mir einst, ein edler Mann auch ihr das seinige anbietet. Gold ist nicht Glück noch Trost für ein mißhandeltes Leben. Das eine Kind, meine Harda, habt ihr von mir gerissen und ihr das Beste genommen, was ihr in Aussicht stand: Hartlebens Frau zu werden. Seht zu, was daraus wird — ich sehe kein Glück für sie. Das zweite Kind, Liska, will ich unbedingt vor euch schützen, wenn es sein muß auch mit anderer Menschen Hilfe.“

Fräulein Rosa sank mit einem hysterischen Anfall in einen Sessel, während Fräulein Lilla dicht neben ihren Bruder trat, die Hände um seinen Arm schlingend. Er sah beängstigend aus in seiner starren Blässe.

„Ich stehe nicht mehr hilflos da,“ fuhr die Rätin voll innigsten Dankgefühls gegen ihre helfenden Freunde fort. „Leopolds Geist verläßt mich auch nicht. So oft ich ihn anrief in meiner Not, so oft spürte ich seine Nähe. Er ist auch jetzt bei mir und weiß es, daß ich sein Kind vor euch behüte. Es bedarf keines Geheimnisses mehr zwischen uns, die wir von nun an geschieden sind — Liska ist in Barnekow. Die Menschen, die sie dort beschützen, wissen, daß ich recht hatte, sie zu ihnen zu schicken. Und nie soll sie erfahren, daß ich es tat um deiner — Liebe willen.“

Sie schwieg. Die Last war abgewälzt von ihrem Herzen. Ein traurig-ruhiges Befriedigtsein kam über sie.

„Wir sind dir sehr dankbar," sagte Fräulein Lilla, aufs schwerste ergrimmt, und Funken entsprühten ihren Augen, als sie in das heiße Antlitz der Rätin blickte, „daß du uns das Asyl genannt hast, wo deine außerordentliche Tochter sich befindet — nötig war es nicht. Wir werden ihr nicht nachlaufen, diesem albernen Ding, das keine Ahnung hat von der Ehre, die Sebaldus ihr mit seiner Neigung antat. Sebaldus und — sie! Nun freut es mich trotz allem, daß wir in unserer Meinung über dich und dein Verhältnis zu Artur doch recht behalten. Du paßtest zu ihm wie die Faust aufs Auge. Genau so, wie Liska zu Sebaldus paßt. — Das einzig Verständige," fuhr sie mit zugespitzter Schärfe fort, „was du gesagt hast, ist, daß unsere Wege sich hier endgültig scheiden. — Sebaldus, Rosa — ich denke, wir haben von der Art Müllbrich nun vollauf genug fürs Leben!"

Sebaldus kam endlich wieder zu seinem Selbst zurück. Er würdigte die Rätin keines Blicks mehr, als er finster sagte: „Ich lege hiermit die Vormundschaft nieder. Seht zu, wie ihr fertig werdet." Er gab der tränentröpfelnden Rosa einen zornigen Wink und ging mit seinen Schwestern stolz aus der Tür.

Die Rätin eilte, als sie draußen das Schloß zufallen hörte, in die Küche und drückte der Aufwartefrau ein Zweimarkstück in die Hand. „Nehmen Sie — nehmen Sie! Es kommt aus einem freien Herzen." —

Die Geschwister schritten vollends die Treppe hinunter, die Damen voll Gift und Galle, Sebaldus in allen Fibern seines Selbstgefühls wie mit heißen Zangen gepackt.

„Du hast schlechter prophezeit als ein Laubfrosch,"

sagte er düster zu Fräulein Lilla, als sie aus dem Hause traten. „Laß dir dein Lehrgeld als Prophetin wiedergeben."

„Nun," rief Fräulein Lilla, sich in seinen Arm hängend, „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Nie sah ich eine solche Gans wie diese Mathilde. Mit unserem unvergleichlichen Artur konnte sie nicht glücklich sein! Du hättest dir mit Liska die gleiche Rute aufgebunden, wie er mit ihrer Mutter. Wir wollen dich aber bestärken in deinem Entschluß zur Ehe. Luise Brokmann wartet nur auf den Moment. Sie ist noch dazu vermögend — sehr sogar. Auch jung und hübsch noch. Da poche an — und sie fliegt dir in die Arme wie ein Gummiball."

„Man wechselt seine Neigungen nicht wie ein Paar Schuhe," sagte Sebaldus tief verletzt, obwohl die Worte seiner Schwester eine Art Balsam in die offene Wunde der ihm widerfahrenen Zurückweisung gossen. „Wenn ich mich zu der Ansicht durchgerungen haben werde, meine Liebe auf Irrwege geführt zu haben, dann soll dein Vorschlag nicht ganz vergessen sein. Für jetzt wäre es mir ungleich lieber, ihr schwieget."

Zwanzigstes Kapitel.

Nach allem, was die letzten vierundzwanzig Stunden Aufregendes gebracht, erinnerte sich die Rätin des gestern beiseite gelegten Briefes von Harda.

Bei der Lampe las sie ihn — unwillkürlich horchend, ob nicht ein munterer Schritt und eine helle Stimme sich wollten vernehmen lassen in ihrer Einsamkeit.

„Ich schreibe Dir diese Zeilen vom Bett aus in der Hoffnung, bald wieder aufstehen zu können. Wir mußten meinethalben in Köln Station machen. Ich

fühlte mich schon in Woodward täglich schlechter. Wir kehren nun nach Berlin zurück und wollen ausruhen — es ist mir ein Bedürfnis. Du brauchst dich nicht zu ängstigen. Ich freue mich auf ein eigenes Heim — das ist alles. Mit meinen Gedanken bin ich den nächsten Wochen schon voraus. Schreib mir noch einige Zeilen hierher ins Domhotel."

Die Rätin ließ den Brief aus der Hand gleiten, nahm ihn wieder auf und ging die kurzen Sätze, die so viel mehr enthielten, als sie ausdrückten, noch einmal und genauer durch.

Das Herz wurde ihr schwer. Es wehte sie befremdend daraus an — nichts Greifbares und doch etwas nicht Wegzuleugnendes. Krank war sie. Also hatte das unstete Leben sie doch niedergezwungen!

Das aber wußte sie nicht, daß zwischen den Woodwarder Tagen und diesem Brief ein unaufhörlicher Seelenkampf im Innern einer stolzen Frauenseele sich abgespielt, ein hoffnungsloses Streiten um die Trümmer des Glaubens, der Liebe und des Vertrauens; daß zwischen jedes rückfällige Gefühl sich die Verkörperung wüster Leidenschaft in Brankowans damaliger Erscheinung schob und drängte, bis nichts mehr als Unruhe, Ungewißheit und nerventötender Argwohn vor Unbekanntem vorhanden war.

Frau Müllbrich faltete den Brief zusammen. Sie mußte sich erst hineindenken in die nahe Aussicht des Wiedersehens, und statt der reinen Freude fühlte sie Wehmut, die Wehmut der Mutter, die sich von ihrem Kinde als geringgeschätzt und überflüssig hatte beiseite schieben lassen müssen.

Gut, daß die sechste Stunde anschlug. Da eilten ihre Gedanken zum Bahnhof in Freistadt.

Dort stieg Liska soeben aus und schaute sich nach

ihrem Wagen um. Die Tränen waren längst getrocknet, und als die Kleine Herrn v. Warnulf erblickte, huschte schon ein erstes Freuen über ihr Gesicht.

„Na, das ist schön!" sagte Warnulf, sie auf die Stirn küssend, als sie sich über seine Hand neigte. „Da haben wir Sie ja wieder. Bloß die Mama fehlt noch. Aber die holen wir auch noch herbei — keine Sorge."

Es kam ihr wieder etwas Glitzerndes ins Auge. „Ich weiß nur nicht —"

„Ist auch nicht nötig," fiel er schnell ein. „Die Hauptsache ist, daß Fräulein Hartleben sich riesig auf Sie freut. Wir wollen nun sehen, wie es sich im Schlitten fährt. Hier liegt noch hoher Schnee."

Er hob sie in die hübsche Muschel, deckte sie sorgsam zu und setzte sich neben sie. „Nun los! Friedrich kommt mit den Sachen nach."

Das sauste nur so die ebene Straße entlang. Der Mond stand voll am Himmel und goß sein Silberlicht in alle Weiten. Die Fenster im Dorf waren erleuchtet und warfen gelbrötliche Strahlenbündel auf die weiße Fläche.

Da kam das Blumenhaus in Sicht — und jetzt erschien trotz abendlicher Kälte das alte Fräulein selbst vor der Tür.

Liska wartete Hilfe nicht ab. Sie sprang aus den Hüllen heraus und fiel in ihrer Erregung der Blumentante um den Hals. „O, seien Sie nicht böse — bitte! Mutterchen schickt mich durchaus zu Ihnen."

Das alte Fräulein küßte ihr die Worte von den Lippen. „Ich heiße Sie von Herzen willkommen. Ihr Zimmer kennen Sie schon. Herr v. Warnulf hat mir geholfen, es etwas hübscher für einen jungen weiblichen Gast herzurichten."

In der Tat zeigte sich das Stübchen, allerliebst ge-

schmückt und ausgestattet, den staunenden Blicken Liskas, die vor Überraschung aufgejubelt haben würde, wenn nicht Sehnsuchtsschmerzen nach der Mutter ihre Kehle bedrängt hätten.

Sie öffnete ihre Handtasche und übergab der alten Dame den mütterlichen Brief. Während sie noch ihren Koffer auspackte, fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen.

„Ich muß Sie noch einmal willkommen heißen," sagte Fräulein Hartleben, voll innigsten Mitgefühls in die feuchten Augen ihres Schützlings blickend. „Wohl Ihnen, daß Sie als gehorsame Tochter dem Wunsche Ihrer vortrefflichen Mutter nachkamen." —

Am nächsten Vormittag rüstete sich Liska zu einem Gange nach dem Herrenhaus, um das zweite Schreiben der Rätin, wie ihr geheißen, persönlich abzugeben.

Der Tag war sonnenhell, und alles Weiß in der Natur erglänzte wie Kristall. Die Straße war hartgefroren wie der große Dorfteich, auf dem die Kinder sich eine Eisbahn glätteten. Die Ahornallee war wie mit Zuckerkant besprengt und rechts und links das Land vom Schneeflaum bedeckt.

Mit zagenden Schritten folgte sie dem Diener in Herrn v. Warnulfs Arbeitszimmer, wo dieser am Fenster saß und las.

„Seh einer an!" rief er aufstehend und ihr die Hand entgegenstreckend. „Bloß nicht den alten Unsinn glauben: je später der Abend, desto hübscher die Leute. Nein: je früher der Morgen, desto niedlicher ein gewisses kleines Fräulein."

Liska errötete mit reizendem Lächeln. „Mutterchen wollte, daß ich selbst —"

„Na, dann wollen wir mal sehen, was los ist!"

Er nahm den Brief und wandte sich zum Fenster

zurück, während Liska am Boden kauerte und mit der wedelnden Diana eine alte Freundschaft erneuerte.

Schatten um Schatten verdunkelte das Gesicht des alten Herrn, als er die mit Herzblut geschriebenen Zeilen der Rätin las. Einmal wandte er sich, um sein Auge auf Müllbrichs Kind ruhen zu lassen und im Geist Sebaldus Kniebels Persönlichkeit daneben zu stellen, eine Persönlichkeit, die ihm unter allen Menschen die unsympathischeste war. Dann nickte er befriedigt, faltete den Bogen zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Kommen Sie mal her, Kleine!" sagte er sehr weich und mit einem seltenen Anflug von Zärtlichkeit.

Liska sprang auf und trat zu ihm.

Er strich ihr sanft über das lockige Haar. „Wissen wir, was wir für eine liebe Mutter haben?"

„O gewiß!" flüsterte sie mit zitternder Stimme.

„Der wir alles zuliebe tun wollen?"

„Alles — alles," sagte sie, ihre Wimpern trocknend.

„Also — dann bleiben wir hier," sagte er, ihre Hand nehmend, „und schreiben fleißig nach Hause, damit die Mutter nicht ganz leer ausgeht. Damit aber auch die Jugend nicht völlig allein ist —"

Er ging zum Nebenzimmer, öffnete die Tür und rief ein paar Worte hinein.

Liska stieß einen Ruf der Überraschung aus.

„Hier sehen Sie jemand," lachte Warnulf, seinem Sohn auf die Schulter klopfend, „der sein kaltes Fieber nicht loswerden kann, besser gesagt — konnte."

„Ja, denken Sie, so was passiert in der Welt!" scherzte Gerd, ihr staunendes Gesicht mit ebensoviel Bewunderung als Freude betrachtend. „Ist aber doch nett und anerkennenswert von dem Fieber, sich gerade so einzurichten, daß ich Sie noch hier antreffen kann."

Als sie halb verlegen, halb schelmisch von einem zum

anderen sah, sagte Warnulf, sie leicht an sich ziehend: „Können ihm immer auch ein Patschchen geben. Bis auf die Schüttelfröste ist er ein guter Kerl."

„Damals auf der Plattform hab' ich Sie kräftig angefaßt — was?" fragte Gerd, ihre aufsteigende Röte neckend. „Im tiefsten Innern nannten Sie mich gewiß einen Grobian."

„Nein — nein!" rief sie, ihre Verlegenheit überwindend. „Das hätte ich schon wegen des Groschens nie getan."

„Ihre Rettung," sagte er, ihre kleine Hand in die seine schließend, „ist nämlich die einzige gute Tat meines Lebens. Daher mache ich immer wieder Parade damit."

„Na, dann paradiere mal jetzt mit deinen Künsten, das kleine Fräulein wintersportlich zu unterhalten. Dann gibt sie dir am Ende deinen Groschen zurück."

Jetzt lachte sie fröhlich auf. „Erst wenn wir uns wieder lebewohl sagen."

„Sechs Wochen Urlaub sind noch mein — die sollen ausgenützt werden!" rief er. „Nachher wird der Gartenteich abgefegt. Ich glaube bestimmt, Schlittschuhlaufen ist das beste Mittel gegen diesen Racker von konstantinopolitanischer Malaria." —

Am anderen Morgen schon flogen sie beide dahin wie damals auf dem Neuen See im Tiergarten — und freuten sich und lachten einander an, flohen sich, fanden sich und hielten die Turmuhr für hinterlistig vorgestellt, wenn sie die Stunde der Heimkehr anschlug.

— — — — — — — — — — — — —

Vor dem Hotel Bristol in Berlin fuhr ein geschlossenes Automobil vor, gefolgt von einer Droschke mit Dienerschaft und Reisegepäck.

„Graf Brankowan. — Die Zimmer sind bestellt."

„Jawohl, Herr Graf. Es ist alles in bester Ordnung."

Brankowan reichte seine Hand in das Gefährt. „Stütze dich auf mich!"

„Es wird auch so gehen — besser so gehen."

Er trat zurück und ließ Harda langsam aussteigen.

Der Pelzmantel hing schmiegsam über ihre Schultern, und darunter rauschte ihr Kleidersaum über den Teppichgrund. Ein dichter Schleier legte sich fest um ihre Wangen, als sollte er das bleiche Antlitz vor jedem Lufthauch schützen. Die dunklen Augen und die schwarzen Brauen allein sahen erkennbar darunter hervor.

Die Kammerjungfer bewegte sich oben geräuschlos zwischen Schrank und Koffer, bis sie das weiße Morgenkleid ausgepackt hatte und über den Diwan breitete.

„Wenn Frau Gräfin sich jetzt umziehen wollen —"

Harda nickte. Was sie vor Jahresfrist kaum gespürt haben würde, hing jetzt erdrückend über ihren Schultern. Der leichteste Hut lag unerträglich schwer auf ihrem Scheitel.

Wenn sie lange vor sich hinsah und ihrem veränderten Wesen nachgrübelte, dann war es Harda, als habe sich ein Gifttropfen in ihr Lebensblut geschlichen und schleiche nun langsam weiter durch alle Adern hindurch und lähme alles, was jung, lebendig und begehrlich in ihr gewesen war.

Sie fröstelte trotz der behaglichen Zimmerwärme. Aber den dargereichten Schal lehnte sie ab. Sie wollte allein sein.

Und allein ging sie, wie jetzt so oft, in unruhevollen Gedanken auf und nieder — über das trübselige, tief untergrabene Feld ihrer Hoffnungen.

Wenn ihr Gefühl für Brankowan fester gegründet

gewesen wäre als auf äußerliches Wohlgefallen, der Quell ihrer Liebe zu ihm nicht so seicht aus Stolz und Eitelkeit zusammenfloß, so hätte sie Brutalität und Fehltritt jener Nacht verzeihen mögen. Es drängte sie oft danach. Aber dazwischen lag das sie aufreibende Mißtrauen, die Angst der Täuschung vor der Maske, die sie immer von neuem heruntergleiten sah. Und diese Scheu war es, die sie zurückweichen ließ aus seiner Nähe, zurück vor allen Versuchen seinerseits, den Riß zu heilen, der drohend und verhängnisvoll sich zwischen ihnen weitete.

Nach jedem neuen Mißerfolge Brankowans, sich ihr wieder zu nähern — Versuche, von deren eigentlicher Triebfeder sie nichts ahnte — empfand Harda es gewisser, daß er mit gesteigertem Haß von ihr ging, und oft, wenn er gegangen war, tönte ihr sein Hohnlachen noch im Ohre nach. Und diese gegenseitige Enttäuschung, dieses qualvolle Auseinandergehen bedeckte noch quälender, aber lückenlos der Firnis äußeren Glanzes und unentwegter Selbstbeherrschung. Inmitten der Woodwarder Herrlichkeit ging ihre kurze Herrlichkeit verloren, und weil ihr Stolz sich dem nicht beugen wollte, brach ihre Kraft zusammen.

So war es gekommen, daß sie in Köln die Reise nicht fortsetzen konnte und von der langen Fahrt geistig und körperlich ermüdet in Berlin anlangte.

Und noch eines bedrängte und bedrückte sie, was in direktem Widerspruch mit ihrer Sehnsucht nach der Heimat stand: das Wiedersehen mit ihrer Mutter. Es gab Momente, wo sich das Verlangen nach ihr aus Bitterkeit und Schwermut herausdrängte, aber seine Spitze war scharf, tat weh, beschämte.

Vorerst maß sie Brankowan und Onkel Sebaldus die Schuld bei, daß die Summe, welche als Erziehungs-



geld und später zu ihrem Unterhalt im mütterlichen Heim ausgesetzt war, nach ihrem Verlassen desselben nicht fortgezahlt worden sei. Jetzt, nun ihr das Lieblose dieser Unterlassung ernstlich zum Bewußtsein kam, machte sie andere nicht mehr dafür verantwortlich — nur sich selbst. Und das war die Spitze, die wehtat. Sie scheute sich und schämte sich, die Wohnung ihrer Mutter zu betreten und Zeuge der Beschränkung zu werden, die ihre unkindliche Gedankenlosigkeit geschaffen.

Die Tür ging auf. Brankowan trat ein.

Er war zum Ausgehen angekleidet. Den Hut warf er auf den Seitentisch, er selbst setzte sich in einen Sessel. Mit finsteren Blicken sah er ihr nach, wie sie langsam und schweigend an ihm vorüberschritt.

„Nun sind wir also glücklich hier,“ sagte er, mit der Spitze seines Stockes die Teppichfiguren nachzeichnend wie damals bei Silbermann, dem Ehefabrikanten, als dieser die Spesen seines Geschäfts mit fünf Prozent berechnete. „Was nun weiter?“

Sie blieb fragend stehen. „Was meinst du?“

„Nun ja,“ sagte er, und das Lächeln um seine Lippen ward gallig wie der Ton, mit dem er sprach. „Meinst du, wir sollten in dieser Karawanserai uns Hütten bauen?“

„Wir werden eine Wohnung im Westen mieten und entsprechend einrichten,“ sagte sie ruhig aufblickend. „Um mich nicht noch mehr zu ermüden, werde ich die Tanten bitten, sich für uns zu bemühen. Wir haben dann immer noch die Wahl.“

„Die Tanten!“ Er lachte kurz auf. „Wieder tadellos! Aber dann sollen sie auch gleich so gut sein und die Einrichtung bezahlen.“ Von der Notwendigkeit gedrängt, sie endlich mit dem wahren Standpunkt ihrer Finanzen bekannt zu machen, fuhr er in schärferem

Tone fort, sein eigenes Mißbehagen damit in etwas betäubend. „Du hast eine beneidenswerte Naivität in Geldsachen. Große Etage am Kurfürstendamm — fürstliche Einrichtung — Koch — Hoftoiletten — und was sonst noch! Darf ich fragen, wovon das bezahlt werden soll? Ja, ja — bitte!“

Sie sah ihn schweigend an, denn sie verstand ihn nicht.

Der Spielverlust in Woodward erfüllte ihn mit wutvoller Reue. Er schleuderte seinen Spazierstock beiseite. „Na ja — so steht die Sache. Ich kam, deine Meinung darüber einzuholen.“

Sie faßte den wahren Sinn noch immer nicht. „Wir haben —“

„Wir hatten,“ fiel er hastig ein. „Wir hatten Vermögen, willst du sagen. Wir hatten es — hatten es.“

Sie zuckte zusammen. Dann strich sie sich langsam über ihre Stirn. „Auch dein eigenes Vermögen —“ sagte sie leise, als fürchte sie den Klang ihrer Stimme.

In seinen Augen blitzte Hohn auf. „Ja, das ist leider zuerst an die Reihe gekommen. Lang, lang ist's her!“

Die Gereiztheit seiner Stimmung ließ es ihn wie eine Wohltat empfinden, sie diese Stunde auskosten zu lassen. Er lachte höhnisch auf.

„Verspielt?“ fragte sie nach schwüler Pause.

„Verspielt oder nicht verspielt, jedenfalls ist es —“ Er blies flüchtig in die Luft.

„Und mein Vermögen?“ fragte sie tonlos, von wilder Angst gepackt.

„Deines? Nun, das ist beinahe ebenso weit.“ Er sprang auf. „Ja, was denkst du denn eigentlich?“ rief er sich erhitzend. „Oder was dachtest du in diesen zwei Jahren, wie lange man ein Leben nach unserem —

nach deinem Geschmack," wiederholte er hart, „führen kann mit deinem Vermögen? Du hast es dir so zwanglos wie möglich angelegen sein lassen, in den Säckel hineinzugreifen und herauszuholen, was menschenmöglich war."

„Ich?!" murmelte sie, wie geistesabwesend zu ihm aufsehend.

„Du etwa nicht?" rief er, den Vorwurf in diesem leeren Blick von sich fortlachend. „Jedenfalls kannst du mich nicht zu den unduldsamen Männern rechnen. Ich bin jedem deiner hochfliegenden Wünsche pflichtmäßig nachgekommen. Oder etwa nicht? Ich habe dich fürstlich durch die Welt geführt — nebenbei habe ich mir auch nichts dabei abgehen lassen, selbstverständlich. Glaubtest du, auf diese Weise könnten die paar tausend Mark kein Ende nehmen? Jetzt noch deine letzten Pariser Schneiderrechnungen — von mir schweige ich — die Wohnungsmiete, Einrichtung nach deinem Geschmack — und dann laß dir von deinen Tanten das weitere geben. Unsere Kasse ist dann leer."

Da sie noch immer schwieg, nur hin und wieder tonlos die Lippen bewegte, fuhr er leichteren Tones fort: „Sie haben es ja, die ältlichen Jungfrauen. Dein Onkel Sebaldus scharrt auch noch immer mehr zusammen. Bei deiner Allbeliebtheit wird es ihnen ein Vergnügen sein, dich von neuem flott zu machen. Geniere dich nicht. Die Erfüllung eines Wunsches hängt zumeist von der Art ab, mit der man bittet. Also wäre es in diesem Falle klug, sie als Protektorinnen unserer Ehe bei der Ehre zu fassen. Pflichtgefühl und Empfindsamkeit sind ausgezeichnete Hilfstruppen. Und die Selbstverständlichkeit, mit welcher ein Anliegen gestellt wird, bewirkt durch Verblüffen mehr als ein Dutzend rührsamer Bitten. Ich überlasse es dir, diplo-

matisch oder geradezu ihre Mitwirkung zu erzielen, glaube aber, daß du mit dem Betonen deines Namens und Titels am weitesten kommen wirst."

Er nahm, wie von einer drückenden Last befreit, seinen Stock vom Boden auf, ergriff seinen Hut und ging zur Tür. Von dort kehrte er nochmals zurück.

„Es läge in unserem beiderseitigen Interesse, wenn wir die bedauerliche Tatsache der Kassenebbe als Schicksal hinnähmen und uns nicht gegenseitig mit Vorwürfen belästigten."

Da ging es ihr wie ein lebendiger Strom durch die Glieder. Eine brennende Röte flog über ihr Gesicht. „Du —" Sie glaubte die Worte so flüssig, daß sie kaum noch des Atmens dazu bedürfe, aber ihr Entsetzen, ihre Angst waren so mächtig, daß ihre Brust nicht Atem genug hergab, um auch nur das zweite Wort zu ermöglichen.

Die Kostbarkeiten, die an ihr geglitzert hatten, die Pracht, die sie umrauschte, das ganze unabsehbare Heer von Luxuskäufen und Luxusreisen standen als Ankläger gegen sie auf. Aber daneben stand auch ihr Vertrauen zu dem Manne, der die Verwaltung ihres Vermögens und damit die Verantwortung auf seine Schultern genommen, der ihre Unwissenheit in Geldsachen, ihre Eitelkeit und ihren Dünkel unterstützt hatte, um jetzt diese trübe Willfährigkeit als Entschuldigungsgrund für seine eigene Verschwendungssucht hinzustellen.

Ihr verzweifeltes Ringen nach Worten bitterster Anklage war so zwingend, daß Brankowan davon an seinen Platz gebannt schien.

„Wir müssen nun eben denselben Strang ziehen bei den Tanten," sagte er, seine Handschuhe nervös zuknöpfend. „Es geht nicht anders."

„Und wenn ich alles begreife, was ich Sinnloses getan habe,“ stieß sie unsicher hervor, „wenn ich selbst deine frevelhafte Beihilfe und Unterstützung begreife — eines begreife ich nicht: wie du den Mut, den moralischen Mut findest, mir jetzt, jetzt erst, da du mich durch deine Schuld elend weißt, diese Enthüllung zu machen. Und so höhnisch, so kränkend, so —“

Die Worte stockten ihr wieder.

„So, wie du dich zu mir gestellt hast,“ unterbrach er sie scharf. „Genau so.“

„Wie kannst du es wagen, mich jetzt daran zu erinnern!“ rief sie, die Hände gegen das Herz drückend. „Wessen Geld war es, was du verspieltest? Meines oder deines? Das will ich wissen.“

„Deines — selbstverständlich!“

„Selbstverständlich?“ rief sie zurücktretend. „Du selbst hattest nichts mehr?“

Er lachte nur bitter auf.

„Wie durftest du dann von meinem Eigentum —“

„Sei still!“ fiel er ein, ihr Handgelenk ergreifend und heftig drückend. „Von dieser Kniebelei will ich nichts hören. Du priesest dich ja glücklich, einen Grafen zu bekommen, einen feschen Mann, der etwas mehr von der Welt gesehen hatte, als dieser Hauptmann Hartleben, welcher sich der Sympathie deiner Mutter stark erfreut haben muß, wie ich aus ihrer Antipathie gegen mich schließen darf — nebenbei auch aus dem Eifer deiner Verwandten, meinen Wünschen entgegenzukommen. Daß ein Mann wie ich nicht mit einem sonntäglichen Kalbsbraten zufriedengestellt sein konnte, war euch allen wohl einleuchtend, dir ganz besonders, die du selbst einen besseren Geschmack hattest als diese spießbürgerlichen Genüsse.“

Bei dem Namen Hartleben war sie so heftig zu-

sammengezuckt vor Schreck und Überraschung, daß ihr alles andere daneben verloren ging.

Als er schwieg, drückte sie ihr Taschentuch gegen die blaß gewordenen Lippen. „Du weißt —?“

Es war keine laute Frage. Jedem anderen wäre sie unverständlich gewesen, sein überreiztes Gehör fing sie auf. Die Sache an sich war ihm aber so gleichgültig, daß er nur oberflächlich darauf zurückkam. „Was ich weiß? Nun, Hartlebens Bemühungen um dich.“ Was lag ihm an vergangenen Dingen! Was an einem resultatlosen Flirt!

Sie aber konnte den Namen von seinen Lippen nicht aussprechen hören, ohne die Pulsschläge in ihren Schläfen als ebensoviele Stiche zu empfinden. Ihr war todelend zumute. Sie glaubte es wenigstens zu sein, weil ihre Lider immer schwerer über die Augen herabsanken. Das Stehen schmerzte sie plötzlich in allen Gliedern.

„Du brauchst dich darüber wirklich nicht aufzuregen,“ sagte er lächelnd. „Ein junges Mädchen, wie du es warst, ohne Anbeter wäre Unnatur. Wenn weiter nichts aufzurollen wäre als das, könnten wir uns alle beide Glück wünschen. Ich werde, um aus diesem Bienenkorb herauszukommen, vorläufig durch einen Agenten eine möblierte Wohnung mieten lassen — bis auf weiteres, ich meine, bis deine Verwandten des nötigen Mammons sich entäußert haben. Mein Vorschlag ginge dahin, diese Verknüpfung der Interessen nicht auf die lange Bank zu schieben, sondern tunlichst bald in Szene zu setzen. Ich würde dir raten, noch heute diesen Pfeil auf sie abzudrücken, und zwar so, daß er gleich festsitzt.“

Er grüßte kurz und wandte sich zum Gehen, kehrte aber noch ein zweites Mal zurück.

„Falls sie die Bürgschaft etwa verlangen sollten,

daß wir von nun an uns mehr an den sonntäglichen Kalbsbraten halten wollen, so gib sie ihnen."

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Sie schreckte so heftig zusammen, daß ihr die Füße den Dienst versagten. Im Erker, halb von Vorhängen geborgen, setzte sie sich nieder, faltete die Hände über den Knieen und blickte starr darauf nieder.

Die Sonne glitzerte in ihren Brillantringen und lockte aus dem herrlichen Schliff blitzende Regenbogenfarben hervor. Sie zog die kostbaren Reife, da ihr die Augen schmerzten, von den Fingern und ließ sie mechanisch zu Boden gleiten.

Die ungeheure, immer noch nicht ganz erfaßte Umwälzung ihrer Lage, und das jäh aufgejagte Erlebnis ihrer ersten Neigung machten sie unfähig, an die Zukunft zu denken. So drängten die Gedanken rückwärts in die einst erleichterten Herzens verlassene Vergangenheit.

Und da klang eine Stimme in ihr wieder: „Auch das größte Vermögen kann ein Ende nehmen." Und eine Frage trat ihr ins Gedächtnis: „Liebst du diesen Mann wirklich?"

Sie konnte es nicht länger ertragen, über sich selbst zu Gericht zu sitzen. Die Selbstmarter zwang sie vollends nieder. Aber die Bilder tauchten immer von neuem auf und zogen vorüber, eines an das andere gekettet.

Da war das Foyer des Opernhauses, und sie darin an Brankowans Arm — auf dem Gipfel ihres Glückes. An ihnen vorüber schritt Hartleben mit flüchtigem Gruß, als habe er sie nie gesehen und gekannt. Sie aber sah, daß er von seinem Waffenrock die Berührung ihres Kleides fortwischte.

Was ihr einst so eng, so einzwängend erschien, das

wuchs sich jetzt so weit und bedeutungsvoll aus, daß sie vor Beklemmung kaum zu atmen vermochte.

Aus dieser Not jagte sie ein flammender Angstruf empor. Sie preßte beide Hände gegen die Stirn, als fühlte sie ihre Verstandeskraft daraus entweichen.

Arm — arm! Sie! Artur Kniebels Tochter! Das, was sie so hoch über die ringende, darbende Menschheit erhoben, war verschwunden, mit sinnloser Hast vertan, einem kurzen Glückstraum geopfert.

Wieder liefen ihre fiebrigen Gedanken die Spanne Zeit der Wander- und Triumphfahrten zurück, und da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, daß der Glanz, in dem sie gelebt, den Brankowan um sie gebreitet, den sie ihn als Lebensbedürfnis hatte preisen hören, ein erlogener gewesen war, ein Blendwerk, ein leichtsinniges Verprassen des Kapitals, mit dessen Zinsen sie höchstens die Pariser Schneiderrechnungen dieser Jahre hätte begleichen können.

Augenblicklich verschwand alles andere vor dieser Selbstgeißlung. Wie stand sie jetzt da? Und was sollte werden? Hingehen — sie — und bitten! O, man würde sie nicht einmal anhören!

Aber wer war denn der Hauptschuldige von ihnen? Ein Wort, ein einziges mahnendes Wort seinerseits, und an ihrer Einsicht hätte es nicht gefehlt. Warum sprach er es nicht? Warum riß er sie nicht aus dem übermütigen Taumel? Er wollte nicht allein die Schuld tragen, darum ließ er sie gewähren.

Wieder glitt vor ihren Geistesaugen eine neue Maske über ihres Gatten Züge, die ihr so fremd war, daß sie mit zuckenden Wimpern sich davon abwandte.

Hardas Vorstellungen wirbelten ineinander, nun sie des Nächstliegenden gedachte. Wenn sie fast nichts

mehr besaßen von ihrem Erbe — wovon dann weiter leben? Und wie?

Sie stand wie ein Kind vor dieser Notwendigkeit und rang die Hände.

Und wenn sie von den Verwandten forderte, wieviel sollte das sein? Zulage? Kapital? Würden die Tanten und Onkel Sebaldus ihnen ein Kapital in die Hände geben? Niemals! Also Abhängigkeit und Unsicherheit von nun an ein ganzes Leben hindurch.

Und wie endlich sollte sie vor sie treten? Sie, die stolze, bewunderte Nichte, die vielgepriesene Gräfin Brankowan als Bittstellerin?

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" rief sie laut, sich erschreckten Blickes umschauend, ob jemand Zeuge des Rufes gewesen. „Yello muß selbst Rat schaffen — ich nicht."

Aber dieser Stachel war noch nicht tief genug gedrungen. Etwas anderes traf sie so hart, daß ihr das Herzblut einen Moment stockte. Wie jetzt vor die Mutter treten? Wie vor Liska, die Geringgeschätzte, die Halbvergessene? Wie diesen beiden das Jammerbild ihrer Ehe, ihren Kampf ums Dasein enthüllen? Sie hineinblicken lassen in diese doppelte Leere?

Und ein Aufflackern des Hasses gegen den Mann, der sie in diese Lage gezwungen, verglühte in ihrer Brust.

„Ich kann nicht!" stieß sie mit keuchendem Atem abermals hervor. „Ich kann nicht!" —

Am Nachmittag war die möblierte Wohnung in der Ansbacher Straße gemietet. Acht elegant ausgestattete Räume.

Harda selbst sehnte sich aus der Hotelunruhe hinaus. So war sie froh, wieder ein eigenes Heim zu betreten. Flüchtig Umschau haltend ging sie an Brankowans Seite durch die Zimmer, immer der Zeit ge-

denkend, da sie stolz und froh gewesen war, ihren Arm vertraulich in den seinen zu legen.

In einem lauschigen Eckzimmer blieb er stehen und forderte sie auf, Platz zu nehmen. „Hast du dir die Sache überlegt mit den Tanten?"

„Ja," sagte sie, ihren brennenden Kopf in das kühle Polster drückend.

„Nun, und wie denkst du darüber? Fünftausend Mark beträgt jährlich die Miete, doppelt so viel rund selbst die mäßigsten Haushaltungskosten. Also fehlt nur noch Kleidung, Theater, Konzerte und was sonst noch zum Leben gehört. Im ganzen etwa fünfundzwanzigtausend Mark — knapp gerechnet. Der Haushalt, den die Kniebels führen, kann höchstens die Hälfte davon kosten. Es ist also ein Spaß für sie, von ihren Einkünften uns über Wasser zu halten."

Ihr schwirrten die Worte durch den leidenden Kopf. Sie schloß die Augen.

„Willst du die Güte haben, dich zu erklären?" fragte er ungeduldig. „Oder meinst du, daß mir diese Eile spaßig vorkommt? Wenn ich dir sage, daß du Grund hast, ein wenig Feuer hinter die Sache zu machen, so ist es mir heiliger Ernst."

„Heilig — dir?" flüsterte sie mit noch immer geschlossenen Augen.

Er preßte die Lippen zusammen. Ihm war selbst elend zumute, und so war er ohne Verständnis für ihre angegriffene Gesundheit, die immer schonungsbedürftig gewesen war.

Noch leiser fügte sie hinzu: „Ich kann es nicht eingestehen. Es geht über meine Kräfte."

Plötzlich jagte ihr die brennende Schande wieder ein Haßgefühl durch die Seele, daß sie sich jäh aufrichtete und ihn mit unheimlich großen Augen anstarrte.

„Du hast viele Tausende in Woodward verspielt — von meinem Gelde. Du hast mein Eigentum verschleudert, und mit dem Gelde mein Vertrauen, meine Achtung und das, was ich für Liebe hielt. Vielleicht war es Liebe, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß kein Mann von Ehre seine Frau in diese Lage bringen sollte, ohne vor Scham zu erröten."

Seine gelbliche Blässe vertiefte sich zusehends bei diesen Worten, die scharf wie Peitschenhiebe auf ihn niederfielen. Er sah plötzlich gealtert aus, verfallen. Seine Finger ballten sich und fielen schwer um die Sessellehne. „Närrin! Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Habe ich, um nur eines anzuführen, dir geraten, das Brillantdiadem zu kaufen, die Perlenschnüre mitsamt dem anderen Firlefanz? Wenn es dir Spaß macht, hier einiges zur Auffrischung deines Gedächtnisses!"

Er zog hastig seine Brieftasche heraus, in der er bei seinem bisherigen unsteten Wanderleben alle wichtigen Papiere verwahrte, blätterte mit leidenschaftlichem Hinundher suchend darin umher, fand, fand nicht — und endlich, als er vor Ungeduld zu heftig verfuhr, glitt sie ihm gänzlich aus der Hand und verstreute ihren Inhalt, eine Unzahl einzelner Papiere und Zettel, die wie ein weißer Regen nach allen Seiten auf dem Teppich auseinanderglitten.

Harda rührte sich nicht von ihrem Platz. Ihre Glieder waren wie gelähmt von dem krassen Vorwurf.

Sie sah sich wieder im goldgestickten Spitzenkleid im Residenzschloß zu Delhi, sah ihr dunkles Haar wie durchleuchtet vom langersehnten Hauptschmuck, sah ihre junge, lebendürstende Schönheit bewundert, begehrt — und das alles erkauft mit diesen Stunden, mit dieser unabänderlichen Armut! Die ihr angeborene Kniebelsche

Veranlagung kam ihr plötzlich nach diesem wüsten Erwachen zurück. „Ich war nicht bei Sinnen," flüsterte sie vor sich hin.

Er sammelte, vornübergebeugt, was in seiner Nähe lag, sprang auf und raffte das übrige mit kurzen Griffen zusammen, dann warf er sich in den Sessel zurück und las mit halblauter Stimme Summen ab, die anzuhören ihr eine unerträgliche Qual verursachte.

„Ich meine," sagte er, die Papiere wieder zusammenraffend und in seine Brieftasche steckend, „das wäre genügend für den Anfang, um als Verschwendung gekennzeichnet zu werden."

Sie sagte nichts mehr. Ihr flogen kalte und heiße Schauer durch den Leib, die zu verbergen sie alle Kraft anspannen mußte.

„Ich bedaure," fuhr er fort, einen Papierschnitzel von seinem Ärmel blasend, „auch einmal den Ungalanten spielen zu müssen, aber ich mußte mich dagegen verwahren, in der Litanei deiner Tanten die Hauptnote zu bilden. Du tätest besser, die ganze Schuld auf dich zu nehmen, da deine Unerfahrenheit und Hilflosigkeit noch die meisten Aussichten haben, berücksichtigt zu werden. Im übrigen nagle Tante Lilla fest mit ihrer Beihilfe zu unserem Bunde. Wenn man solche Hilfsquellen besitzt wie du, wäre man ein Narr, sie nicht auszunützen."

Sie hörte kaum noch, was er mit gedämpfter Stimme in ihrer nächsten Nähe sprach. Als er ihre Hand zum Abschied erfassen wollte, zuckte sie zusammen.

Er lachte auf und ging aus dem Zimmer.

Wie lange sie regungslos gesessen, wußte sie nicht. Die Kammerjungfer meldete, daß das Abendessen bereit stehe. Sie schüttelte den Kopf und ließ sich eine Tasse Tee reichen.

Während sie aufstand, um an den Tisch zu gehen, raschelte ihre Schleppe über einen knisternden Gegenstand am Boden. Sie winkte der Jungfer, ihn aufzuheben. Es war ein zusammengefaltetes Stück Papier, das vorhin mit dem übrigen aus der Brieftasche Brankowans herausgeflogen und unter ihren Kleidersaum geglitten war.

Achtlos reichte sie es zurück. „Bringen Sie das dem Grafen —“

„Der Herr Graf sind für den Abend ausgegangen.“

Sie nahm das Blatt an sich und legte es in den Schreibtisch, an dem sie sich niederließ, um ihren Tanten zu schreiben.

Nach langem, schwerem Ringen warf sie endlich ein paar Worte aufs Papier. „Liebe Tanten! Wenn Ihr mich aufsuchen wollt in unserer Wohnung, Ansbacher Straße 140, so würde es mir eine Freude sein. Ich bin leider noch nicht besuchsfähig.“

— — — — — — — — — — — — —

Spät in der Nacht hörte sie die Korridortür aufschließen.

Brankowan kam aus dem Klub zurück, wo er mit außerordentlicher Wiedersehensfreude gefeiert worden war. Das liebenswürdige Lächeln, welches die ganze Zeit über um seine Lippen gespielt, war freilich längst verblichen in dem eisigen Winde, der beim Heimfahren durch die Wagenfenster pfiff.

Er konnte sich mit seinen jetzigen Anschauungen nicht mehr in den Gedanken hineinversetzen, Hardas Mitgift als einen Helfer in der Not bewertet zu haben. Was hatte sie ihm denn geleistet? Zwei Jahre standesgemäßen Lebens — das war alles. Jetzt saß er demnächst kahler vor der Zukunft als je zuvor.

Nur Vergessenheit hatte er gefunden. Das allein

war der Erfolg. Die häßliche Klaue, die sich immer wieder in ihn einkrallte, hing nicht mehr über ihm, oder wenn sie noch da war, spürte er sie doch nicht mehr.

Niemand hatte das Recht, sich in anderer Angelegenheiten zu mischen, so zu mischen, daß kein zweiter Ausweg blieb. Leben gegen Leben — das ist das ewige Zwangsgesetz des Selbsterhaltungstriebes.

Er hatte viel Wein getrunken. Sonst war er mäßig, heute knebelte er unangenehme Erinnerungen mit den Alkoholgeistern. Und da kamen ihm wirre Träume. Die Welle, die ihn ans Land tragen sollte, zog ihn immer wieder rückwärts, weiter und immer weiter zur Meerestiefe. Er fühlte die Kraft seiner Arme erlahmen — —

Als er erwachte, lag's ihm schwer in den Gliedern. Er griff nach der eingelaufenen Post. Briefe aus England — ein anderer aus Paris trug Hardas Adresse. Als er ihn öffnete, fiel die Rechnung des Pariser Hauses heraus für die Toiletten des englischen Landaufenthaltes.

Da lachte er laut auf. Dieses Angebinde wollte er Harda persönlich überreichen und sich damit schadlos halten für das, was sie ihm gestern zu hören gegeben hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der junge Tag sah mißfarben durch die Stores, als reue es ihn, sich aus seinem Nebelbette erhoben zu haben. Ein feiner Sprühregen beklebte die Scheiben mit Perlenketten, die langsam ineinanderliefen und in dünnen Rinnen am Glase entlang glitten.

Hardas Augen, nicht ausgeruht und müde, hafteten an dem langweiligen Tropfenspiel, das endlos wie ihre Gedanken sich wiederholte.

Sie fragte sich immer und immer, womit die Beichte beginnen, womit den Irrtum ihres Eheglücks verschleiern? Den Verlust der Liebe, die Brankowan zu ihr geführt? Den Verlust der Befriedigung, die sie darob empfunden? Wie sollte sie eingestehen, daß alles gleich ihrem Erbe verstreut, verflogen war?

Sie badete Stirn und Augenlider mit Kölnischwasser, um eine flüchtige Frische hervorzulocken. Als sie die Flasche auf den Tisch zurücksetzte, fiel ihr das Blatt ein, das sie gestern im Schubfach verschlossen hatte.

Um es nicht zu vergessen, nahm sie's heraus, und da sie achtlos zugriff, hielt sie es plötzlich geöffnet in der Hand. So mußten ihre Blicke darauf fallen.

Es schien eine Quittung zu sein. Gehörte sie mit zu denen, die ihr gestern so viele Qual bereitet hatten?

Zunächst las sie Worte, die sie nicht verstand, und sie würde das Blatt beiseite gelegt haben, wenn ihr nicht plötzlich ein unnennbares Etwas durch die Seele gestürmt wäre. Neugier nicht und Angst auch nicht. Vielleicht ein Ahnen, ein Erinnern. Die Quittung war ausgestellt am 16. April — am 15. April desselben Jahres war ihr Hochzeitstag gewesen. Da konnte doch von einer Rechnung ihrerseits noch keine Rede sein.

Sie ward aufmerksam. Da stand: „Sr. Hochgeboren Herrn Grafen Yello Brankowan bescheinige ich hiermit, die ausbedungene Summe von M. 25,000 (fünfundzwanzigtausend Mark) durch die Deutsche Bank bar und richtig erhalten zu haben. Adolf Silbermann."

Sie war so verwundert, daß sie die Meldung der Jungfer überhörte, die beiden Damen Kniebel seien im Vorzimmer.

Zum zweiten Male auf den Besuch aufmerksam gemacht, warf sie das Blatt in das Schubfach zurück

und eilte ein paar Schritte vorwärts. Aber da brach die Erinnerung dessen, was sie tun sollte, mit so elementarer Gewalt wieder über sie herein, die Angst vor der Enthüllung, daß sie mitten im Gemach wie gelähmt stehen blieb und nur der Jungfer einen Wink geben konnte, die Damen hereinzugeleiten.

Fräulein Rosa und Fräulein Lilla rauschten beflügelten Schrittes ins Zimmer.

So schön und vornehm war ihnen ihres Bruders Tochter nie erschienen als in dieser durchsichtigen Blässe, aus der die dunklen Augen in geheimnisvollem Feuer leuchteten. Der Leidenszug, den gequälte Tage und ruhelose Nächte in das junge Gesicht gezeichnet, war ihnen so fremd wie das nervöse Zucken der Lippen, wenn, wie jetzt, ein leichtes Lächeln darüber glitt.

„Harda — geliebtes Herz!“ rief Fräulein Lilla, sie an sich ziehend. „Wie du eben dastandest, hätte dich ein Bildhauer sehen müssen! — Seid ihr endlich wieder da? Wo ist denn dein lieber Yello? Aber hier werdet ihr doch nicht wohnen bleiben?“

„Wir freuen uns so sehr auf eure Häuslichkeit,“ sagte Fräulein Rosa, Hardas Wange streichelnd. „Ach, und was wir dir alles zu erzählen haben! Warst du schon bei deiner Mutter?“

Sie schüttelte den Kopf. Es ward ihr immer unmöglicher, an das sanfte Gesicht zu denken, ohne sich voll Scheu und Scham davon abzuwenden.

„O, deine Mutter!“ Und wie ein Strom, der über die Ufer tritt, flutete die Erzählung der stattgehabten Ereignisse über die junge Frau herein.

„Aber,“ schloß Fräulein Lilla, Harda neben sich auf den Diwan ziehend, „setze dich, Kind, das Stehen ist ungesund — nun ist es aus! Wir sind fertig miteinander. Und wenn sie fußfällig um Verzeihung fleht — es ist

aus. Und was Liska betrifft, so prophezeie ich, daß sie irgendwo einst Hungerpfoten saugen wird, statt an unserem Tisch zu schwelgen."

„Aber denke doch, Herzchen," flüsterte Fräulein Rosa wehmütig, „wie elastisch Sebaldus sich aus seiner Irrung herausgeschnellt hat. Er steht jetzt dicht vor der Verlobung mit Luise Brokmann."

„Unser Name darf doch nicht aussterben," fiel Fräulein Lilla überwältigend ein. „Also soll er in Gottes Namen heiraten. Wir geben ihn mit blutendem Herzen hin. Wenn ihm das Glück einen Stammhalter beschert, so will Sebaldus einen Güterkomplex kaufen — unser Vermögen dazu genommen — und ein Fideikommiß gründen. Und wer weiß, was dann noch alles geschieht. Es sind schon viele reiche Leute geadelt worden."

Harda strömte das Blut nach dem Herzen. Sie fühlte es wie einen Hammer in der Brust schlagen. „Das wollt ihr tun?" sagte sie leise. „Euer ganzes Geld —"

„Wir werden bis dahin sehr sparsam sein," lächelte Fräulein Lilla. „Es ist die beste Kapitalsanlage — solch ein Grundbesitz. Ihr könntet von eurem Vermögen auch dazu geben. Sprich doch darüber mit Yello. Oder laß Sebaldus mit ihm reden. Es würde den Onkel sehr freuen, wenn er hörte, wie klug ihr gewirtschaftet habt, denn das müßt ihr doch getan haben bei all den Ausgaben. Mathilde, deine Mutter, ist immer ein Hasenfuß gewesen, sie fabelte hin und wieder etwas von Kapitalangreifen. Aber davon kann doch im Ernst keine Rede sein. Das wäre ja frevelhaft. Dein schönes Geld. Da kenne ich unsere kluge Harda und ihren lieben Mann besser. Habe ich das gesagt, Rosa, oder nicht?"

Fräulein Rosa nickte. „Wir wußten ja zwar nicht ganz genau, wieviel Vermögen hinter Yello steht."

Harda war's, als griffe eine mitleidlose Hand ihr tief in die Brust, daß sie vor Schmerz zusammenzuckte. Sie zitterte an allen Gliedern. Ehe sie jetzt eine Enthüllung machte, eine Forderung aussprach, wäre sie lieber auf ihrem Sitz zusammengebrochen.

In ihrer Angst sprang sie auf und eilte aus dem Zimmer. „Ich will Yello holen."

Dicht hinter der Tür aber blieb sie stehen. Fort und fort schoß ihr die Frage durch den Kopf: Was nun?

Hastig, wie sie gegangen, kam sie zurück. „Er ist nicht zu Hause."

Und die Tanten erzählten und fragten und bauten auf der soliden Basis ihres Vermögens Zukunftsschlösser, bis Harda der Kopf zu schwindeln begann, und die Augenlider ihr schwer wurden.

„Kommt doch heute abend beide zu uns," sagte Fräulein Lilla, halbwegs redegesättigt die junge Frau umarmend. „Luise wird auch da sein. Sie wird ihr Haus verkaufen und das Geld mit auf die Güter eintragen lassen. Und im Sommer leben wir dann alle auf dem Lande."

Harda nickte. „Wir kommen, sobald mir wohler ist."

Einen Augenblick blieb sie im Korridor, bis wohin sie die Tanten beim Abschied begleitet, stehen, dann faßte sie einen hastigen Entschluß und trat in Brankowans Zimmer.

„Na?" sagte er, von der Zeitung aufsehend. „Die verehrten Tanten waren ja hier! Seid ihr einig?"

Sie sah ihn mit starrem Blick an. Dann sagte sie mit harter Stimme dasselbe, was sie in Woodward zu ihm gesagt hatte. „Jetzt nicht — und niemals! Nimm die Sorge auf dich. Es ist schmählich für einen Mann, nur vom Gelde seiner Frau leben zu wollen."

Er sprang totenbleich auf.

Da ging sie schon aus der Tür und drückte sie hinter sich ins Schloß....

Die Regentropfen am Fensterglas flossen noch immer zu Rinnsalen ineinander. Den schlüpfrigen Asphaltdamm herauf marschierte ein Trupp Soldaten. Die Helme waren vom Regen lackiert, und auf den dunklen Röcken glitzerten die Wassertropfen.

Und da sah sie im Geist Hartleben plötzlich vor sich stehen. Ein tätiger, pflichtgetreuer Mann, in seinem anspruchsvollen Beruf einer schönen Zukunft entgegenschreitend. Sie wollte diesen Vergleich nicht machen, aber ihr krankhaft arbeitendes Gehirn zwang sie dazu, ob sich auch alles in ihr dagegen sträubte.

Damit versank auch die unheimische Umgebung mit ihrem ermieteten und vorbenützten Glanze, und wie eine Traumerinnerung zeigte sich das mütterliche Heim mit seinem rotumschirmten Lampenlicht und der efeuumsponnenen Fensterlaube, zeigte sich ein Antlitz voll Güte und Milde und ein schlankes, blondes Kind mit leuchtenden Augen.

Es war eine Vision, die ihre gequälten Nerven über sie kommen ließen, während draußen die marschierenden Schritte langsam verhallten. Sie sah sich selbst in diesem Zimmer stehen — ans Klavier gelehnt, über einen Mann gebeugt, der ihre Hand an sich zog und innig küßte — —

Sie schrak zusammen. Brankowan trat ein.

Er war schwer gereizt durch den Vorwurf, den er aus dem Munde dieser Frau am wenigsten vermutet hätte, und dessen Berechtigung er zu sehr anerkennen mußte, um sich nicht im Innersten davon gepackt zu fühlen.

Ungeachtet der tiefen Blässe Hardas und des träumerischen Ausdrucks ihrer Augen, der ihn unangenehm

befremdete, ging er hastig auf sie zu und drückte ihr die Pariser Schneiderrechnung in die Hand.

„Hier — das lies! Und dann halte wieder eine Moralpredigt!“

Sein verzerrtes Gesicht jagte ihr Angst ein. Mechanisch nahm sie das lange Schriftstück und ließ es wieder sinken.

„Na!“ sagte er höhnisch. „Das ist nicht ganz ohne — wie? Das könnten die Tanten sich einmal ansehen!“

Ein Zittern ging durch ihre Glieder, als sie mit bitterer Stimme sagte: „Es ist erbärmlich von dir und jämmerlich, mich allein zur Schuldigen stempeln zu wollen. Es ist ein Hohn auf die Pflicht des Mannes, seine Frau in Schutz zu nehmen, nachdem er nichts getan hat, ihre Torheiten zu verhindern. Es ist das letzte, was ich von dir erwartet hätte.“

Sein Schuldbewußtsein war rege genug, auch diesen Vorwurf anzuerkennen. Aber er stachelte ihn nur mehr auf. „Ich will dir reinen Wein einschenken,“ sagte er finster, „und bitte in Erinnerung zu behalten, daß nur dein eigenes Benehmen mich zu dieser Auseinandersetzung zwingen konnte. Also: unser gesamtes Barvermögen beträgt gegenwärtig noch fünfzigtausend Mark. Davon ab der Betrag dieser Rechnung und was sonst noch zu bezahlen ist, die Miete, Bedienung, Haushaltungskosten und so weiter, bleiben ungefähr dreißigtausend Mark. Die geben etwa zwölfhundert Mark Zinsen. Dafür mieten wir eine Gartenhauswohnung mit drei Zimmern —“

Sie atmete seelisch belastet so schwer auf, daß er innehielt.

„Diese Zukunftsmusik gefällt dir wohl nicht,“ fuhr er nach schwüler Pause fort, während welcher die Vision vor ihren Geistesaugen langsam zerflatterte. „Mir auch

nicht. Darin sind wir also einig. Heute übers Jahr sitzen wir nach dieser Melodie völlig auf dem Trocknen. Ich bedaure, daß es so gekommen ist. Aber ich huldige dem Grundsatz, daß nichts so nutzlos ist als Reue. Sie nimmt das bißchen Genuß, das man von seinen Torheiten gehabt hat, auch noch weg."

Als sie noch immer keine Antwort fand, lachte er hart auf. „Ich soll also Brotverdiener werden? In welcher Art? Lohnkutscher? Oder Chauffeur? Das hätte deinen Wünschen bei Eingehung unserer Ehe doch wohl kaum entsprochen. Es war dir bekannt, daß ich kein Gehalt beziehe, noch irgend eine Anstellung habe. Deshalb braucht jetzt nicht der Himmel einzustürzen, weil ich kein Einkommen besitze mit staatlicher Bewilligung und Steuerberechtigung."

Seine Stimme schraubte sich immer schärfer in die Höhe, daß es ihr einen körperlichen Schmerz im Ohre verursachte.

„Es ist genug, übergenug," sagte sie, die Hand abwehrend ausstreckend. „Ich ertrage es nicht länger."

„Possen! Du wirst noch von Glück sagen können, wenn du nicht mehr Steine als diesen einen auf deinem Lebenswege findest."

Ihm war so verbittert und vergällt zumute, daß er diese Worte ingrimmig vor sie hinschleuderte, gleichviel ob sie trafen oder nicht. Dann ging er, die Tür laut hinter sich zuschmetternd. . . . .

Nach dem Mittagessen, gegen sechs Uhr, verließ er wieder das Haus, um seinen Klub aufzusuchen.

Die Gasflammen und Bogenlampen brannten schon allerwärts und erfüllten die feuchte Luft mit ungewisser Helle. Nur vor den Schaufenstern und um sie herum lag das grelle Licht, als ob mitten im Finstern der Tag vorüberglitte.

Vor einem dieser Schauläden war das Gedränge zu dicht, um glattweg hindurchzuschreiten. Brankowan, empfindlich gegen jede Berührung, blieb einen Augenblick stehen, als er von rückwärts einen unbeabsichtigten Stoß erhielt. Sich jäh umwendend, sah er einem Mann ins Gesicht, der seine gleichgültige Miene plötzlich verlor und ihn mit sichtlichem Erschrecken anstarrte.

Nun der Weg frei ward, verdoppelte Brankowan seine Schritte, um diese lebhafte Verkehrsader zu durchkreuzen. Hinter ihm her aber ging der Mann, jede Wendung verfolgend, stehen bleibend, wenn er stillstand, fortschreitend, wenn er weiter eilte — wie ein schwarzer Schatten, der hinter ihm drein glitt.

Der Portier des Klubhauses stand vor der Tür. Mit tiefer Verbeugung sah er den Grafen näherkommen und beeilte sich, ihm das Haus zu öffnen, als der Fremde, nachdem die Tür zugefallen, unsicheren Schrittes an ihn herantrat.

„Ich möchte fragen, wer der Herr ist. Den Namen des Herrn möchte ich wissen, der soeben hier hineinging.“

„Schlafen Sie erst Ihren Rausch aus, Männeken,“ sagte der Portier mißächtlich, indem er ihm den Rücken wandte, „und dann kommen Sie wieder.“

Der andere faßte ihn am Arm. Da sah der Portier, daß er kränkliche, bleiche Züge hatte und auf der Stirn eine hochgeschwollene Ader, die dunkelrot von der fahlen Haut abstach.

„Ich habe eine Forderung,“ sagte der Fremde, fester zufassend. „Er schuldet mir etwas. Ich muß seinen Namen wissen. Oder,“ setzte er mit verbissenem Lachen hinzu, „ich bleibe hier und warte. Mir geht's nicht zum besten, wie Sie sehen.“

Der Portier machte sich unwillig frei. „Machen

Sie, daß Sie fortkommen. Auf solche Leute pfeift der Graf."

„Graf —" murmelte der Fremde hoch aufhorchend. „Stimmt! Na, da sind Sie doch so gütig gewesen," sagte er höhnisch.

Der Portier wollte zuschlagen, aber da ging der andere schon übers Trottoir mit Schritten, als blase ihn der Wind vor sich her.

— — — — — — — — — — — — —

Der Veilchenduft, der die Wäsche Brankowans durchzog und bei jedem Hervorholen des Taschentuchs diskret zur Geltung kam, lag noch im Zimmer, als Harda sich gewaltsam ihrer seelischen Betäubung entriß.

Jetzt hatte sie klar gesehen, und eine unaussprechliche Angst vor der Zukunft überwältigte ihren Stolz. Selbst das sehnliche Gefühl, ihren leidenden Kopf an eine liebende Brust zu drücken, ging darin unter.

Sie rief nicht ihre Kammerjungfer, als sie sich einen langen Mantel umwarf und über den Hut einen dichten Schleier band. Was sie eigentlich wollte, wußte sie selbst nicht. Es drängte sie nur fort aus dieser Einsamkeit, aus dieser verzweifelten Stille, aus dem Bannkreis unerträglicher Furcht. Sie wußte auch nicht, woher Hilfe nehmen oder wie dieselbe erbitten. Nur des drohenden Gespenstes finanziellen Zusammenbruchs war sie sich bewußt — das jagte sie fort.

Eine lange Droschkenreihe harrte an der Straßenbiegung. Sie nannte die Wohnung der Geschwister Kniebel, stieg ein und drückte auf dem harten Sitz beide Hände gegen die pochenden Schläfen.

Als der Wagen hielt, stieg sie mühsam aus und schritt die Stufen hinan. Das elektrische Licht im Treppenhaus brannte hell und glänzte in allen Metallschildern über den bronzenen Klingelgriffen.

Auf dem Treppenabsatz beim Hochparterre blieb sie einen Moment ausruhend stehen. Da gleißte ihr ein Name entgegen, der ihre Gedanken jäh zusammenriß — Adolf Silbermann.

Die Ideenverbindung dieses Namens mit dem Papier, das noch immer in ihrem Schreibtisch lag, drängte sich ihr mit Blitzesschnelle auf. Derselbe Name stand ja auf der Quittung. An diesen Mann hatte Brankowan fünfundzwanzigtausend Mark gezahlt. Wofür nur?

Da schlug droben eine Tür zu.

Sie schreckte zusammen und setzte ihren Weg fort. Bei dem schrillen Glockenton fuhr sie abermals zusammen und noch mehr bei den Schritten, die sich eilfertig näherten.

Das Mädchen erkannte sie und beeilte sich, ihr behilflich zu sein. Aber Harda warf Hut und Mantel wie eine unerträgliche Last selbst beiseite und trat ins nächste Zimmer, um ihre Fassung erst wieder zu gewinnen.

Da fielen ihr die fünfundzwanzigtausend Mark von neuem ein, und mit einer Stimme, deren unbefangener Klang ihr unaussprechliche Mühe verursachte, fragte sie das sie begleitende Mädchen: „Was ist das für ein Herr Silbermann, der im Hochparterre wohnt?"

Das Mädchen lächelte verschmitzt. „Der wohnt schon ein paar Jahre hier. Rentier nennt er sich, gnädige Gräfin, aber man weiß schon, wo er das Geld hernimmt."

„Wo er das Geld hernimmt?"

„Nun, er ist ein Heiratsvermittler für die vornehmen Herrschaften und macht sich damit ein schönes Vermögen. Jetzt baut er selbst schon Häuser. — Wollen die gnädige Gräfin in den Salon gehen? Oder soll ich die Herrschaften rufen?"

„Einen Moment noch —"

Es wirbelte ihr etwas Unbegriffenes durch den Kopf, etwas, das ihr den Atem verhielt, als drücke sich eine schwere Hand auf ihre Brust — Gedanken, die wie gegen eine noch verschlossene Tür anstürmten und ein summendes Sausen in ihren Ohren wachriefen.

Aber da kamen die Tanten zwischen dem Vorhang herangerauscht und zogen sie vom Sessel auf und in ihre Arme.

„Wir haben deine Stimme erkannt. Wo ist denn Yello?"

Sie war so benommen von dem, was geschehen, und so verstört durch das, was sie tun wollte, daß sie Schmerz über diese Frage nicht mehr empfand. „Laßt das!" sagte sie, ihr Spitzentuch gegen die Lippen drückend. „Fragt mich nicht nach ihm."

Die beiden Damen starrten einander nicht gerade geistreich an. Da Harda aber nach diesen Worten in Ohnmacht zu fallen drohte, eilte Fräulein Rosa voller Angst davon, um Sebaldus zur Stelle zu bringen, der eben seinen äußeren Menschen für den Empfang der hübschen Luise Brokmann würdevoll vorbereitete.

„Ich höre —" sagte er eintretend und beide Arme nach ihr ausstreckend.

„Nein," stieß Harda flüsternd hervor, die kalten Schauer, welche sie fort und fort durchrieselten, mit aller Willenskraft niederzwingend, „nein, du hast nichts gehört. Aber du sollst erst noch hören."

„Sie ist krank," rief Fräulein Lilla, zum ersten Male von aller Fassung verlassen. „Ich sah es ihr schon gestern an."

Plötzlich, als wenn ein Riegel in ihrem Kopf sich öffne und zugleich eine brennend heiße Blutzufuhr ihr Herz aufschnellen mache, daß es vor Überlast stillzu-

stehen drohte, erfaßte Harda den Zusammenhang, die logische Verbindung der Silbermannschen Quittung mit ihrer Person. Wie von einem Blitzstrahl erhellt, sah sie Namen, Summe, Datum aneinandergereiht vor sich, sah sie auf und nieder tanzen vor ihren Augen unter dem höhnischen Lachen, das ihr so oft jetzt die Seele verletzt.

Mit einem Aufschrei stieß sie die hilfreichen Hände der Kniebels zurück, diese Hände, die nicht eifrig genug dahin hatten wirken können, ihre selbstverderbende Torheit zu schützen, ihre hochmütige Verblendung zu stärken, sie in den ersehnten jammervollen Glanz hinauszuführen, der sie losriß von ihrem besseren Selbst, von allem, was ihr jetzt so bitter wehtat, daß sie vor Scham und entweihter Würde den Kopf hätte mögen an die Wand stoßen, dem Übermaß der Erniedrigung und Verzweiflung zu entgehen.

Sie wollte sprechen, aber sie konnte nicht. Kein Laut ging über ihre Lippen. Es arbeitete schweigend fort in ihr — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wie Hammerschläge fielen glückliche Momenterinnerungen in diese quälende Gedankenfinsternis, daß sie körperlich darunter zusammenzuckte. Zwei Gestalten richteten sich auf, Trauer, Kummer in den Blicken — Gestalten, von denen ihr übermütiges Selbstbewußtsein, ihr geldgestählter Ehrgeiz sie losgerissen und vor denen sie jetzt los und ledig allen Wertes, aller Würde, allen Trostes stand — ein ausgenütztes und beiseite geschobenes Werkzeug des Herrn Adolf Silbermann und seines gräflichen Klienten.

Sie wollte lachen — und sie lachte auch. Aber es klang wie ein tiefes, tiefverwundetes Schluchzen, das ihre Brust vor dem Ersticken bewahrte. Und mit diesem schluchzenden Lachen, dem die Geschwister voll neu-

gierigen Entsetzens lauschten, faßte sie Fräulein Lillas Rechte und preßte sie in ihren fiebernden Händen, als wollte sie die mitschuldigen Finger zerdrücken.

„Ihr — ihr auch!“

Sie wand sich noch immer mit einem letzten Reste verzweifelnder Scham vor der Blöße ihrer Enthüllungen, die keine Hilfe mehr aufriefen, nur ein jammervolles Bedürfnis, nicht ganz allein dazustehen beim Untergang und Zerschellen ihres Daseins.

„Seht mich nicht so an!“ stieß sie zitternd hervor. „Seht lieber eure Schuld an —“

Die Tage in Schierke krochen aus der Gedächtnishöhle hervor. Was sie als Zufall gepriesen, war Absicht gewesen, um sie mitsamt ihrem Erbe einzufangen. Und sie mit ihrem sündhaften Stolz war auf diesen Leim gegangen wie eine kurzsichtige Närrin. Er hatte ja keine Spur von Vermögen mehr, wie er selbst jetzt verraten — da kam das Geschäft zustande.

Sebaldus wollte sie aufrichten und an sich ziehen, aber sie riß sich mit brennenden Augen los.

„Der Mann, den ihr mir anempfahlt, du — ihr alle,“ brachte sie mühsam über die trockenen Lippen, „der Mann, von dem du, Tante Lilla, an meinem Hochzeitstage mir sagtest: ‚Das verdankst du uns, du darfst es nie vergessen‘ — und darum, weil ich es euch verdanke, sollt ihr's hören: dieser Mann war ein Spieler, der vom Hasardspiel lebte — sonst war er nichts und hatte nichts.“

Ihr war die Kehle wie ausgedörrt, aber die Fülle ihres Schmerzes, die mit Gewalt zum Ausbruch drängte, überwand auch dieses Hindernis, machte sie schonungslos gegen die fast unterliegenden Nerven.

„Er hat mich nie geliebt — nie! Das merkt euch — ich habe es auch merken müssen. — Du hast ihm mein

Erbe übergeben, Onkel Sebaldus, ohne zu fragen, ob er ein Abenteurer war oder ein rechtschaffener Mann. Du hast dich nicht erkundigt, ob er Vermögen besaß oder nicht. Ihr habt mich glücklich genannt, ihr habt meinem sinnlosen, meinem wahnsinnigen Eigensinn geschmeichelt, ihr habt meine Unwissenheit, meine verblendete Eitelkeit seiner Gewissenlosigkeit übergeben. Meine Mutter tat es nicht — nur ihr! Sie hat ihn nicht zum Schwiegersohn gewollt, sie nicht! Aber ihr wolltet ihn als Neffen, weil er ein Graf ist."

„Das ist denn doch bei allem Mitleid —" sagte Fräulein Lilla, in ihrer Kniebelschen Empfindlichkeit schwer verletzt.

„Mitleid?" rief Harda, bei dem Gedanken zitternd, jetzt an der Tür vorübergehen zu müssen, hinter welcher der Handel um ihre Person zustande gekommen war. „Ich will euer Mitleid nicht. Wenn ich das wollte, würde ich nicht gesagt haben, was ich euch sagte. Mein Vermögen ist hin — verschwendet. Er will die Schuld auf mich wälzen. Aber es ist nicht wahr. Viele, viele Tausende hat er verspielt, und ich —"

Sie konnte nicht vollenden. Aber die schonungslose Aufrichtigkeit, zu welcher Selbsthohn, Verzweiflung und bitterste Reue sie hinrissen, zwang sie zu einer neuen Anspannung ihrer letzten Kraft.

„Ich sollte zu euch gehen," flüsterte sie mit zuckenden Lippen, „zu euch, sagte er, und Geld verlangen — fünfundzwanzigtausend Mark jährlich. Denn jetzt, jetzt weiß ich's: euer Geld hat er als mein dereinstiges Erbe mit bewertet und mit geheiratet. Der Herr Silbermann hier unten wußte ja wohl, wie hoch ihr zu schätzen seid, als er Brankowan uns nachschickte nach Schierke."

Sie eilte zur Tür, schneller, als jemand ihr folgen konnte, warf den Mantel um, band den Schleier fest

und war schon auf der Treppe, bevor die Geschwister vor Staunen und Schreck sich vom Platz rühren konnten.

Draußen fegte der Wind noch immer durch die Straßen, nur daß er jetzt einen nebeligen Sprühregen vor sich hertrieb. Über dem Kanalwasser drängten weiße Dünste breit und schwer vorüber, der Ufersteig ward schlammig davon durchnäßt, und auf den Gehwegen längs der Häuserreihen lag eine glitschige Feuchte, die an den Fußsohlen festzukleben schien.

Harda fühlte die kalte Nässe wie ein Labsal auf ihrer glühenden Stirn. Sie riß den Mantel auf, um die Kühlung auch auf ihrer Brust zu spüren. Die trübe Beleuchtung tat ihr wohl. Nur das häßliche schwarze Wasser, zwischen dessen hohen Böschungen der Wind hingurgelte, erregte ihr ein Gefühl des Schauders, daß sie rascher ausschritt, um den belebten Kurfürstendamm zu erreichen.

Der Droschkenplatz an der Brücke war leer. Dafür rasselten Straßenbahnwagen und andere Gefährte in unabsehbarer Folge an ihr vorüber. Sie hatte nicht die Energie, auf der Haltestelle zu warten, um sich einen Platz zu erobern. So eilte sie vorwärts und merkte es nicht, daß ein paar Gestalten dicht vor ihr aus dem Nebel auftauchten. So tief versunken war sie in die Unausbleiblichkeit der bevorstehenden Abrechnung mit Brankowan, daß sie plötzlich einem der drei Offiziere hart gegenüberstand und mit ihrem Fuß gegen seine Säbelscheide stieß.

Sie schrak zusammen. Da sagte jemand: „Pardon!"

Wie ein Schlag ging's durch ihren ganzen Körper. Sie konnte kein Glied rühren. So stand sie und mußte sie stehen, und wenn die Welt um sie her untergegangen wäre.

„Ich bitte nochmals um Verzeihung —"

Sie hörte die Stimme fortsprechen, der Wind jagte den Klang zu ihr zurück. Sie hörte den verhallenden Ton — dann brach eine doppelte Öde über ihr Herz herein, eine alles andere überwältigende Scham.

Endlich kam eine leere Droschke. Sie winkte dem Kutscher und stieg ein. Die Kniee zitterten aber noch so sehr unter ihr, daß sie daheim kaum die Treppe ersteigen konnte.

Die Kammerjungfer, in deren lauernden Blicken sie ein spürbares Mitwissen las, von sich weisend, ging sie in ihr Zimmer, verschloß die Tür und sank in einen Sessel.

Ein dumpfer Halbschlaf, der schwer auf ihr lastete, führte ihre Gedanken willenlos zurück in jene Tage des Erwachens ihres Herzens, in die Knospenzeit der ersten Neigung. Der Verdacht, dem sie an jenem Sonntagmorgen wie einem letzten Trumpf Ausdruck gegeben, dieser Verdacht, dem Hartleben sich mißächtlich für immer entzogen, wälzte sich jetzt auf ihre eigene Seele. Denn was sie ihm zugetraut, das hatte Brankowan in überreichem Maße getan.

Als sie die Korridortür gehen hörte, schnellte sie mit zuckenden Wimpern empor. Ein Griff — und sie hielt die Quittung Adolf Silbermanns in der Hand. Und wie sie das Blatt Papier hielt, kam starre Ruhe über sie, als sei es ihr eigenes Schicksal nicht mehr, über das sie Rechenschaft zu fordern ging. —

Die Anregung im Klub war nicht stark genug gewesen, um Brankowan über sein Mißbehagen zu erheben, ihn dem Gefühl einer wachsenden Einkreisung zu entziehen. So kam er verstimmt, überreizt zurück, immer noch hoffend, daß die Quelle des Kniebelschen Reichtums wieder flüssig werden würde.

Hardas unvermuteter Eintritt bestärkte ihn darin.

Das Blatt zitterte in ihrer Hand, aber sie hielt es ihm entgegen, als sie dicht vor ihm stand, und die Blutleere ihrer Lippen ihm in die Augen fallen mußte.

„Hier! Du hast etwas aus deiner Brieftasche verloren.“

So fremd die Stimme klang, er nahm das Papier hastig aus ihrer Hand und las. Eine rote Wolke glitt flüchtig über seine Stirn. „Nun — und?“

Ihrem starren Blick gegenüber vermochte er seine Fassung nicht zu bewahren. Er wandte sich ab und ging schweigend im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er vor ihr stehen, die sich nicht vom Platz rührte.

„Was also? Du scheinst zu wissen, wer und was dieser Silbermann ist? Na, daran ist nichts zu ändern.“

Seine Herrennatur hatte das Schamgefühl überwunden. Er stellte seinen Standpunkt fest.

„Du hast mich belogen,“ sagte sie leise, „und hintergangen. Du hast mich betrogen, du hast ehrlos an mir gehandelt, du hast —“

„Was denn noch?“ unterbrach er sie schroff. „Diese Litanei kannst du dir schenken, nachdem du dich unnötigerweise hineingemischt.“

„Du hast deine Ehre, meine Ehre diesem Menschen verkauft —“

Er lachte auf. „Ich habe getan, was Ungezählte meines Standes tun. Ich habe nach Geld geheiratet — das ist das Ganze. Daß wir nicht so dumm sind und dies unseren Bräuten und Frauen vor der Hochzeit sagen, ist doch selbstverständlich.“ Er schwieg. Dann fuhr er, ihr fest in die Augen blickend, nachdrücklicher fort: „Im allgemeinen pflegen diese Bräute und Frauen auch zu wissen, wie und wodurch die Ehe zustande kam, auch wenn es so scheint, als ob ihren Gedanken nichts ferner läge als dieses Zustandekommen.“

Ein sichtliches Erbeben ging durch ihre Glieder, als sie mit erlöschendem und in tiefster Empörung wiederaufstrahlendem Blick einen Schritt von ihm zurücktrat.

„Wenn ich von diesem Handel um mein —“ Sie hatte das Gefühl, als zerbräche etwas in ihrer Brust, darum preßte sie die Hände dagegen, um einen noch nie empfundenen Schmerz zu ersticken. „Aber nichts — nichts wußte ich. So wahr es Gott weiß, weißt du es auch, hast du es gewußt — und weißt es auch in diesem Augenblick, in dem du auch diese Schuld mir wieder aufbürden möchtest. Denn hättest du auch nur mit einem Gedanken geglaubt, daß ich um den schmählichen Handel wußte, du hättest die Lüge, mich zu lieben, nicht so — so lebenswahr, so ausgekünstelt ehrlich durchgeführt, dir nicht die heuchlerische Mühe gegeben, mich an diese Liebe glauben zu machen. Du hättest im Gegenteil keine Schonung geübt, mich dieses Mitwissen fühlen zu lassen.“

Die Wahrheit dieser Worte war scharf genug, ihm ins Gewissen zu greifen und an seinem Ehrgefühl zu zerren, aber nicht scharf genug, das in ihm zurückzuhalten, was ihm wie ein zugespitzter Pfeil von der Zunge flog. „Wenn ich an deine Mitwissenschaft also nicht geglaubt habe,“ sagte er, „so habe ich das eine aber sicher gewußt, daß du mit allen Fibern danach lechztest, die neunzackige Krone dir ins Taschentuch sticken zu lassen. Ich habe gewußt, daß du für einen simplen Bürgerlichen nicht zu haben warst, auch wenn er einen bunten Rock und rote Streifen an den Beinkleidern trug.“

Sie erzitterte, vor dieser schonungslosen Wahrheit bis ins Herz getroffen. Mit weitgeöffneten Augen sah sie entsetzt auf die Lippen, denen diese Worte fast tonlos entquollen.

„Daß ich in Schierke den geringsten Widerstand bei dir und deiner Tante gefunden hätte, muß ich bestreiten. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ihr meine Werbung nicht mit aller Bereitwilligkeit gefördert, Erklärung und Verlobung nicht außerordentlich begünstigt hättet. Du wolltest eben einen Grafen haben. Streite es doch ab! Du wolltest Gräfin Brankowan werden und bist es geworden — weiter nichts. Wir haben demnach beide erreicht, was wir erreichen wollten."

Sie streckte die Hand aus, als schiebe sie etwas weit von sich. „Nein — ich habe dich geliebt, soweit ich zu lieben vermochte. Ja, ich liebte dich. Ich würde jetzt nicht so elend vor dir stehen, hätte ich dich nicht geliebt. Dein Ehrgefühl, dein Gerechtigkeitssinn, deine Selbstachtung hätten dich vor dieser äußersten Unwahrheit bewahren müssen, wenn du wirklich das besäßest, was ich in dir bewundert und verehrt habe." Es war, als wollte sie aufschluchzen, aber ihre Tränen lagen tief versargt. Was in ihren Augen brannte, war trockener, beißender Schmerz. „Es ist alles in mir zugrunde gegangen," fuhr sie fort, die Hände ineinander ringend, „die Eitelkeit auch, die mir mein Lebensglück kostet. Wenn ich die Augen schließe, dann weiß ich nicht mehr, ob ich damals irrsinnig war, oder ob ich es jetzt werden muß. Ich habe keine andere Hilfe als das Bewußtsein, dich geliebt zu haben. Meine wahnsinnige Torheit, mein verblendeter Stolz, deine Liebe zu besitzen —"

Er griff zu und faßte ihre Rechte. „Was nennst du Liebe?" fragte er gegen seinen Willen erschüttert. „Du wärst mit dem, was ich für dich fühlte als für eine junge, hübsche Frau, sehr gut ausgekommen, hättest den Nimbus, der dich glücklich machte herzensgern um mich aufrecht erhalten. — Sieh es ein, daß das Glück

nur Einbildung ist," fügte er herrisch hinzu, „nichts anderes sein kann. Sieh es ein!"

Sie zuckte unter seinem Griff zusammen. Nicht mehr Furcht vor der Zukunft packte sie, sondern ein Furchtgefühl vor dem Manne selbst, dessen Atem auf ihre Stirn wehte. Sie riß sich los, ihrer selbst nicht mehr mächtig. „Rühr mich nicht mehr an!" flüsterte sie, ihre Hände fest ineinander verschränkend, um sie nie wieder in die seinen zu legen. „Wenn ich noch einen Wunsch habe in diesem Leben, so ist es der, dich nie gesehen zu haben oder tot vor der Kirchentür hingestürzt zu sein. Sieh jetzt zu, was weiter wird! Ich weiß es nicht. Hilfe von meinen Verwandten erbitte ich nicht, mag kommen, was da will."

Sie fuhr sich noch einmal hart über die Stirn, als wollte sie etwas davon fortwischen. Im nächsten Moment war sie verschwunden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das alte Fräulein im Blumenhaus zu Barnekow hatte diesmal eine besonders glückliche Hand gehabt, denn vor und zwischen den Fenstern blühte und glühte ein reicher Farbenflor von Tulpen und Hyazinthen, Maiglöckchen und Tazetten. Sogar das Myrtenbäumchen, Liskas geliebtes Eigentum, stand knospenübersät und glänzte in den Sonnenstrahlen, die flüchtig über seine dunkelgrünen Blätter huschten.

Das schlimme Wetter war vorübergezogen zur Hauptstadt hin. Der Himmel blaute wieder zwischen runden Wölkchen, und von den Dachfirsten klang der Amsel Lied, das Lenzliebeslied, froh übers Dorf hinaus.

Dem alten Fräulein war's gewesen, als komme mit Liskas Eintritt ein Freudenquell in ihr Häuschen. Nicht

ihre allerliebste Schönheit allein, der unerschöpfliche Herzensreichtum und der nie versiegende Frohmut, der immer helle Funken um sich sprühte, waren es gewesen, die Alwine Hartleben fest und fester an ihren jungen Schützling fesselten, so fest, daß sie mit Bangen der Stunde entgegensah, wo all das frische Leben sich wieder von ihr trennte.

Das aber sah sie nicht, daß in die blauen Augen, die so fröhlich lachten, in stiller Einsamkeit ein träumerischer Glanz sich stahl und um ihre Lippen ein versonnenes Lächeln, als gäbe es ein zweites Sein, in dem sie lebte — ihr selbst noch fremd und doch so schön, daß sie mit immer neuem Glück sich darein versenkte. Liska wußte den Ursprung ihres Glückes nicht und forschte auch nicht danach. Nie kam ihr der Gedanke, daß es aus jener ewigen Quelle floß, die mit dem letzten Menschen erst versiegen kann.

Für sie, die erst vor Heimweh nach ihrem Mütterchen vergehen wollte, war jeder neue Tag ein neues Glück — und dieses Glück, das ihre junge Brust so frühlingsübermächtig weitete, begriff ein Wiedersehen in sich und nur dies Wiedersehen. Nur ein einziger Gedanke bestimmte ihren Tageslauf, eine einzige Frage, die mit ihr früh erwachte und abends entschlief: ob ich ihn sehen werde? —

Die lustigen Stunden auf dem Parkteich hatte der Tauwind zerstört. Das dürre Röhricht ward eisfrei, und statt der Schlittschuhe jagten Tropfenschauer darüber hin. Da hatte Gerd v. Warnulf beim letzten Male, als das Wasser ihnen schon unter den Füßen patschte und sie kaum noch trocken ans Ufer steigen konnten, ihr die Hand gereicht.

„Schade!“ sagte er. „Wissen Sie, was ich möchte?“

„Daß es wieder fröre?“

„Nein. Daß wir einbrächen, und ich sie rettete."

Wie sie da lachte. „Keine Spur, Sie Hochverehrter! An mir ist keine Rettungsmedaille zu verdienen. Ich schwimme wie ein Pudel."

„Wirklich?" fragte er gegen ihr Erwarten ernst. „Möchten Sie mir Ihr Leben nicht verdanken?"

Es war von jener Stunde an immer so komisch für Liska gewesen — einmal war er ausgelassen lustig, einmal wieder wortkarg und ernst. Sie wußte manchmal gar nicht mehr, wie sie eigentlich mit ihm dran war. Oft, wenn sie sich unerwarteterweise von Gerd beobachtet sah, der nie etwas Reizenderes gesehen zu haben glaubte als dieses junge Menschenbild, geriet sie in peinliche Verlegenheit, weil sie meinte, er sähe einen Flecken oder Riß an ihrer Kleidung. Sie wandte sich und drehte sich, wischte auch etwaigen Ruß nachdrücklich vom Gesicht.

Da fragte er einmal: „Ist es Ihnen denn so unangenehm, wenn ich Sie betrachte?"

„Ach Gott, ja," sagte sie errötend. „Ich denke immer, ich habe was an mir."

Er lachte ausgelassen. Aber nach einer Weile fragte er von neuem sehr ernst: „Wissen Sie, daß Sie mich ganz gesund gemacht haben?"

„Freut mich!" rief sie, ihre Hände ineinander schlagend. „So war ich doch zu etwas nütze hier, wenn ich Ihnen die konstantinopolitanische Malaria vertrieben habe."

„Sie —!" sagte er leiser. „Wenn ich nun aber wieder fort muß — wie dann?"

„Daran wollen wir lieber gar nicht denken," bat sie mit liebreizendem Lächeln. „Mich macht's auch immer ganz traurig."

„Wirklich?"



„Wahrhaftig!"

Da fing er wieder an zu lachen. „Nächstens kommen die Weidenkätzchen heraus. Ich wollte, wir könnten noch zusammen Veilchen pflücken. Tun Sie das gern? Täten Sie's gern?"

„Himmlisch gern!"

„Mit mir?"

„Natürlich. Mit wem denn sonst?"

Nun fing er an zu singen: „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün —"

Sie stimmte ein. Und mit diesem Zwiegesang zogen sie dem Dorfe zu. —

Als nun heute die Sonne endlich wieder tröstlich schien und das letzte glitzernde Naß von den Ästen trocknete, der erste grüne Schimmer die Weidenruten umwob und der Amseljubel kein Ende nahm, da litt es Liska nicht mehr im Hause. Sie drückte die weiße Sportmütze ins lockige Haar, und wie der warme Wind übers Feld geflattert kam, lief sie ins Freie.

Die Meisen hüpften in den Wegen, die Spatzen zankten sich im Fliederstrauch. Ein Lenzesahnen ging durch die blaue Luft und schwellte Liskas Herz mit glückseliger Freude.

Weit hinter dem Dorf, an den Wiesen entlang, rieselte ein regenvoller Bach zwischen trockenen Lattichblättern und dürren Kletten vom Walde herab. Wenn irgendwo, so gab es dort die ersten Sprossen grünen Lebens.

Dahin lenkte Liska den Schritt, um zu suchen und zu finden. Ein kräftiges Lied, womit sie sich sonst anzufeuern pflegte, versagte sich ihrer Stimmung ganz. So leicht war ihr, so wunderlich zumute, als ob ihr Flügel wüchsen, sie fortzutragen. Wohin nur?

Sie kniete nieder und bog die tote Vorjahrspracht

raschelnd auseinander. Aber kein frisches Hälmchen und kein Knöspchen war zu finden, nur welkes Gras und Laub.

So eifrig war sie beim Werke, daß näherkommende Schritte sie nicht störten, sie es auch nicht merkte, daß jemand mit strahlendem Entzücken auf sie niederschaute, auf ihre sonnenwarme Wange, ihr Blondhaar, das sich unter der weißen Mütze wie ein Goldkranz um ihre Stirn legte.

Gerd trug einen Strauß Treibhausveilchen in der Hand. Er löste das Band und streute den duftigen Blumenregen über ihre Hände aus.

Sie fuhr auf. „O, danke sehr!“ Sie sprang so hastig in die Höhe, daß sie beinahe gefallen wäre.

Er fing sie auf.

„Die dummen Kleider!“ sagte sie errötend. „Immer sind sie einem im Wege.“

Als er sie freigab, lachte sie ihn schon wieder an. „Die armen Veilchen!“ Sie bückten sich beide und suchten die Blumen zusammen. Dabei berührten sich zufällig ihre Hände. Verlegen zog sie die ihren zurück.

„So, nun wollen wir uns tüchtig auslaufen!“ rief sie.

Er nickte. „Es braucht aber gerade kein Geschwindmarsch zu sein.“ Langsamer fuhr er fort: „Ich war bei Ihnen, um Sie abzuholen. Fräulein Hartleben wies mich hierher.“

„Das war aber nett,“ sagte sie, und ein neues Rot glitt über ihre Wangen.

„Ich —“ er stockte und blieb einen Moment stehen — „ich habe da einen Brief bekommen von der deutschen Botschaft in Konstantinopel, daß ich sobald als möglich, falls es meine Gesundheit irgend erlaubt, zurückkehren möge.“

Sie war blaß geworden und starrte ihn mit großen

Augen an. „Sie sollen fort? Wollen fort? Es waren doch noch vierzehn Tage —“

„Es ist einfach scheußlich — solch ein Pech!“ rief er, eine arme, dürre Staude mit dem Fuße zerstoßend. „Ich war so verstört, bin es noch. Aber die Pflicht und der Dienst! Mir geht es gesundheitlich ja jetzt wieder sehr gut.“

„Fort also!“ sagte sie leise, und ihr war, als sei der blaue Himmel nur eine Augentäuschung gewesen, als hänge das düstere Grau wieder tief, tief wie nie zuvor über ihr. „Dann ist's freilich aus!“ fügte sie hinzu. „Dann soll Mutterchen mich nur auch heimholen.“

Er betrachtete ihr geneigtes Antlitz, in dem ein zunehmendes Zittern der Wimpern aufsteigende Tränen verriet. „Ich kann aber so nicht gehen, kann morgen so nicht fort,“ sagte er mit unsicherer Stimme. „Ich war so glücklich hier. Diese paar Wochen sind die schönste Zeit meines Lebens gewesen. Manchmal so schön, daß ich mir ganz ausgewechselt vorkam. — Wenn ich wüßte,“ fuhr er langsamer fort, „daß Sie von dem, was mich so glücklich machte, auch etwas gefühlt haben. Ich meine,“ unterbrach er sich erregt, „wenn Sie mich ebenso gern hierbleiben sehen —“

Sie nickte heftig. Ihre Augen standen voll Tränen.

„Wir sind ja immer gute Freunde gewesen,“ sagte er, hingerissen von diesem Anblick. „Gleich vom ersten Moment an — nicht wahr? Eigentlich gehört mir ja Ihr Leben, ich habe Sie damals gerettet. Ich kann nicht so gehen, ich muß erst wissen —“ Er nahm ihre bebende Hand in die seine. „Ich könnte es nicht ertragen, jetzt nicht mehr, da ich Sie so liebhabe, so über alles lieb — Ich kann es ja gar nicht sagen, wie unbeschreiblich lieb. — Und du?“ flüsterte er, ihre Finger

mit heißen Küssen an die Lippen pressend. „Liebst du mich auch ein wenig, Liska? Ja — du mich auch?“

Sie konnte nur wieder heftig nicken. Die Sonne brach plötzlich wieder über ihrem Haupte mit einem Glanz herein, mit einer Lebenssüße, daß ihr das Herz so himmelweit ward, als habe eine ganze Welt darin Platz mit allem Keimen, Knospen und Blühen von tausend und aber tausend Lenzen.

Er schloß sie voll hervorquellenden Jubels in seine Arme. Ihm war, als sei etwas Neues, Höheres in ihm erstanden, das er mit ihrem schlanken Leibe umschloß. „O, Liska,“ flüsterte er, sie an sich drückend, „hast du mich denn wirklich lieb? Willst du mir angehören? Immer und ewig?“

„Ob ich dich liebhabe?“ lächelte sie mit stürzenden Tränen. „So lieb — zu sagen ist das ja gar nicht.“

Er küßte die Tropfen von ihren Wangen, die so hell aufglühten wie Rosen im Sonnenschein. „Ich gehe jetzt fort,“ sagte er leise, „aber ich komme bald wieder, bald —“

Wie sie zu ihm aufsah, reinstes Liebesglück in den Blicken, scheue Zärtlichkeit, schwand ihm Zeit und Ort. Er preßte sie an sich und küßte ihre Lippen — und küßte sie wieder und immer wieder.

— — — — — — — — — — — — —

Viel später, als sie allein in ihrem Zimmer stand, noch ganz benommen von seliger Freude, schreckte Liska der Gedanke auf: was wird Mutterchen dazu sagen? Und in ihrer Angst, etwas Unrechtes getan zu haben, eilte sie zu Fräulein Hartleben, kniete vor ihr nieder und beichtete mit heißverschämtem Zaudern.

„Und an Herrn v. Warnulf habt ihr gar nicht gedacht?“ sagte das alte Fräulein, die Knieende liebkosend. „Was danach nun wohl kommen wird?“

„Glauben Sie, daß er sehr böse sein wird?“ flüsterte Liska leise. „Ach, ich kann es ja doch nicht ungeschehen machen! Und wenn wir uns doch so liebhaben!“

„Schlimm — sehr schlimm!“ lachte Fräulein Hartleben. „Wollen es abwarten. Ich glaube am Ende —“

„Was glauben Sie, liebstes, bestes Tantchen?“ rief Liska, ihren Kopf schmeichelnd an die Brust des alten Fräuleins lehnend. „Bitte — was glauben Sie?“

„Daß es Schelte geben wird.“ —

Am Nachmittag, als der bunte Blumenflor den letzten Sonnenschein in sich trank, erschien Warnulfs hohe Gestalt im Blumenhaus.

Liska sprang mit einem Schreckruf vom Stuhl auf und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

In Warnulfs Gesicht wechselten Rührung und Heiterkeit, als er dem lieben Kinde die Arme freudig entgegenstreckte. „Benimmt man sich so, wenn der Schwiegervater kommt? Ist das jetzt die neueste Mode?“

Da sanken ihr die Hände herab. Mit einem Jubelschrei stürzte sie an Warnulfs Brust. „Ich kann ja nichts dafür —“

Er hielt sie innig bewegt umschlungen. „Wollen wir wieder einen Papa haben? Und eine so zärtliche Tochter zu ihm sein wie zu Mutterchen?“

Sie nickte, seinen Hals umfassend. „Immer — immer!“

„Aber eines bildet euch nicht ein,“ sagte er, ihr Haupt in seine Hände nehmend und ihre Stirn küssend, „daß ich euch beide nämlich so weit fortlasse. Und damit die Sache klargestellt wird, werde ich Gerd eine Strecke Weges begleiten und dann zu deiner Mutter fahren. Du brauchst also jetzt nicht gleich zu schreiben. Ich bereite sie besser mündlich vor. Na — jetzt zufrieden, du Schelm?“

Sie küßte seine Hände.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Brankowans Schlafzimmer durchdämmerte der graue Tag mit ungewissem, trügerischem Licht. Und ungewiß und trügerisch war der Schlaf gewesen, den er nach Hardas letzten Worten spät genug gefunden.

So tief moralisch war er nicht gesunken, daß er die Keulenschläge aus Hardas Munde unempfunden von sich abgeschüttelt hätte. Sie rissen ihn zusammen. Ihren Stolz auf seinen Besitz hatte er ebenso gekannt wie ihre Unwissenheit von Silbermanns Anteil. Es überkam ihn, mochte ein Haßgefühl noch so heiß in ihm aufsteigen, doch ein Gedenken seiner fleckenlosen Jugendzeit, die ihm einen Spiegel vorhielt, in den er mit Widerstreben hineinsehen mußte, hinsehen auf eine schauerliche Verzweiflungstat, die fest verwurzelt in der Unauslöschlichkeit ruhte.

Aber niemand wußte darum. So war es ein Spukgebilde.

Wenn er doch die Waffe damals auf sich selbst gerichtet hätte, die zehrende Lebensgier aus seinem Hirn gejagt!

Wenn! Das Wort ist ein lahmer Gaul, der rückwärts zieht statt vorwärts.

Er erhob sich in schlechtester Laune, aber fest entschlossen, sich die Zukunft nicht aus den Händen winden zu lassen, und klingelte.

Der Diener kleidete ihn an. „Ein Mann war hier, der den Herrn Grafen sprechen möchte. Der Herr Graf schliefen noch."

„Was wollte er?"

„Er sagte nur, daß er ein paar Worte mit dem Herrn Grafen sprechen müsse in dringender Angelegenheit. Etwas von einem alten Bekannten, glaube ich, sagte er auch."

„Bettelei!“

„So sah er nicht aus. Er will wiederkommen. Darf ich ihn anmelden?“

„Bringen Sie ihn meinetwegen herein. Nur machen Sie sich darauf gefaßt, ihn ebenso schnell wieder hinauszubringen, sobald verkappte Geldschneiderei dahintersteckt.“

„Er wird's wohl schon sein, der eben läutete.“

Brankowan wollte erst sein Frühstück vollenden. „Soll warten.“

Er machte Toilette, umständlich, wie der ruhelose Schlaf es benötigte. Dann erst sagte er kurz: „Also herein mit ihm ins Rauchzimmer! Dort räuchert man derlei Ausdünstungen am schnellsten fort.“

An der Tür stand ein Mann, den Filzhut in der Hand, die plumpen Stiefel mit Straßenkot bespritzt, der an den Beinkleidern bis zu den Knieen hinaufgeflogen war.

„Was wollen Sie von mir?“

Brankowans Stimme verriet die Abneigung, welche impulsiv in ihm erwachte und ihn die hagere Erscheinung mit widerwilligen Blicken überfliegen ließ.

Über das fahle Gesicht des Fremden ging ein Zucken. Seiner Haltung augenscheinlich noch ungewiß, drehte er den Hut einigemal unschlüssig hin und her.

„Wer sind Sie?“ fragte Brankowan, die Hand nach der Klingel ausstreckend. „Heraus damit! Oder Sie haben im nächsten Moment die Tür im Rücken.“

„Riedel — Joseph Riedel.“

Brankowan ließ den Arm sinken. Er sann nach. „Riedel? Wo habe ich den Namen schon gehört?“

„In Barnekow vermutlich,“ sagte der Fremde mit rauher Stimme und drohendem Blick unter seinen buschigen Brauen, „als der Amtsgerichtsrat Müllbrich nachts im Walde — erschossen wurde.“

Brankowan fühlte seine Muskeln sich zusammenkrampfen. Aber mit Gewalt den körperlichen Schmerz unterdrückend, sagte er schroff: „Sie waren, wie ich mich erinnere, damals sehr bedenklich in diese Angelegenheit verwickelt. Man hat Ihnen wohl auch den Prozeß deswegen gemacht? Sie konnten sich aber frei schwindeln — was? Trotz der Büchse!“

Riedel preßte die Lippen aufeinander, bevor er den Mund zu einer spöttischen Grimasse verzog. Er hörte auf, den Hut zu drehen, indem er ihn mit lautem Klatsch glatt schlug. „Prozeß — ja! Aber nicht darum. Sie werden ja wissen, Herr Graf, daß das unmöglich war, da meine Büchse ja gar nicht abgeschossen war. Freilich hätte ein anderer dran müssen —“

In dem Ton lag etwas, davor Brankowan zurückschauderte. „Was geht's mich an!“ sagte er hart. „Wo kommen Sie her?“

„Direkt aus dem Zuchthaus, bin wegen guter Führung früher entlassen worden. Ich wäre sogar noch eher herausgekommen, wenn mir ein verrückt gewordener Kerl nicht nachts einen Hieb versetzt hätte. So mußte ich ins Lazarett und mir den Kopf zusammenflicken lassen. Seitdem bin ich öfters etwas taumelig, aber ich nehm's auf das Konto dessen, was ich den Müllersleuten angetan hab'. Jetzt muß ich sehen, wie ich weiter komme, und deshalb bin ich hier. Gestern abend — nicht wahr, Sie erkennen mich wieder?“

Brankowan sah schärfer hin. Es war dasselbe Gesicht, das er gestern hinter sich bemerkt hatte, nur im Tageslicht noch stärker behaftet mit der bleiernen Zuchthausfarbe. „Wie können Sie sich erdreisten — hinaus!“ rief er, das Taschentuch, welches er geballt in der Hand hielt, wie im Ekel gegen ihn schwenkend.

Aber Riedel fiel ihm mit einer heftigen Bewegung

seines Hutes grob ins Wort. „Machen Sie keine Faxen, Herr Graf! Wir beide wissen ganz genau, wie wir miteinander dran sind. Besser als ich kann man ein Geheimnis gar nicht bei sich behalten. Mich wollten die Richter als Mörder gern einlochen, auf etwas mehr oder weniger kam's ja keinem bei mir an. Aber von dem wirklichen Mörder hatte niemand außer mir eine Ahnung. Der machte sich auf die Socken und lachte sich ins Fäustchen. Der wirkliche Mörder des Amtsgerichtsrats Müllbrich sind nämlich Sie, Herr Graf!"

Über Brankowans Stirn flog eine helle Röte. Die Zornesader schwoll hoch davon an. Aber wie zersetzend diese Worte ihm auch ins Blut übergingen, nicht eine Sehne zuckte ersichtlich in ihm auf. Seine tiefliegenden Augen blitzten unter den Lidern hervor wie zwei stechende Flammen, die dem anderen unwillkürlich Scheu einjagten. „Sie unterstehen sich, mich zu beschuldigen? Sie Lump!"

„Na — na," sagte Riedel, sich das feuchte Haar von den Schläfen streichend, „schlagen Sie lieber keinen Lärm. Die Sache liegt einfach so. Als ich damals auf der Flucht im Barnekower Forst in dem großen Graben mich verkroch, weil ich halb bewußtlos zusammenbrach, lag ich eine Zeitlang wie tot. Als ich wieder zur Besinnung kam, schlich ich nach dem Ort, wo ich meine Flinte versteckt hatte und —"

Brankowan hielt die geballte Faust auf die Tischplatte gestützt. Immer fester krampften sich die Finger zusammen, daß er das Eindringen der spitzen Nägel in die Handfläche wie Nadelstiche empfand. Aber er rührte sich nicht. Erst mußte die Anklage ganz heraus. So stand er, den Blick starr auf den Feind gerichtet, der sein spöttisches Lächeln darob wieder verlor und mit überstürzter Hast in seiner Rede fortfuhr.

„Im Dickicht verborgen sah ich im Dämmerlicht den blonden Herrn herankommen und sich an den dicken Eichenstamm stellen. Ich sah ihn so deutlich, wie ich Sie jetzt sehe. Er sah mich nicht. Aber ich — ich sah noch was anderes.“

Er hielt inne und trocknete sich mit dem Taschentuche die Stirn ab.

„Ich sah plötzlich eine zweite Gestalt hinter dem Graben heranschleichen — Ihr Gesicht sah ich, Herr Graf, wie ich hier meine Hände sehe, und ich sah, wie Sie anlegten, und sah den Pulverblitz — und sah Sie wieder im Gebüsch verschwinden. Der andere aber lag still am Boden —“

Brankowan brach in ein rauhes Lachen aus, seine in sich hineingepreßte Erregung zwang es ihm ab. „Wenn Sie öfter solche Träume haben, können Sie ein Buch mit Räubergeschichten herausgeben, mit infamen Räuber- und Lügengeschichten.“

Riedel wurde bei diesem unerwarteten Einwurf noch um eine Schattierung fahler. „Meine Seele drauf — ich hab' Sie gesehen.“

„Ihre Seele!“ sagte Brankowan wegwerfend. „Danke für das Pfand! — Und dies Geheimnis,“ fuhr er mit schneidendem Hohn fort, „das haben Sie die ganze Zeit als Zuchthäusler bei sich getragen, statt gleich, wie naturgemäß, Ihrer faulen Sache damit etwas aufzuhelfen? Welcher Narr soll Ihnen denn das glauben?“

Der Jähzorn, den Pastor Hartleben so oft in ihm zu ersticken versucht hatte, flammte bei diesem Hohn lichterloh in Riedel empor. Ein kupferiges Rot befleckte seine tiefe Blässe. „Wenn ich ein Narr bin, so bin ich doch kein Mörder!“ rief er, seine Faust erhebend. „Ich will nicht umsonst jahrelang geschwiegen haben,

und Sie sollen nicht jahrelang der vornehme Herr gewesen sein. Hüten Sie sich vor mir. Ich muß Hilfe haben, und ich will sie haben von Ihnen. Sonst können Sie sich auf alles gefaßt machen. Ich will wieder aus dem Sumpf heraus —"

„Aber nicht mit meinem Gelde," fiel Brankowan verächtlich ein. „Das wäre so was für so einen Ehrenmann!"

Riedel hörte es nicht. Der Plan, den er jahrelang mit sich im Kopf herumgetragen, stachelte und wühlte sein Blut auf, daß es ihm rot vor den Augen zu flimmern begann. Er war im Begriff, sich auf Brankowan zu stürzen, als dieser hinter den Tisch trat und abermals die Hand an die elektrische Glocke legte.

„Sachte — sachte! Sonst fliegen Sie sofort an die Luft!"

„Damals hätte mir's nichts genützt, Sie vor den Staatsanwalt zu bringen," stieß Riedel kaum noch verständlich hervor. „Ich mußte meine Zeit erst absitzen. Aber jetzt — jetzt will ich Schweigegeld haben. Ich will fort — auswandern. Die Summe, die ich dazu brauche, sollen Sie mir geben. Sofort — oder ich gehe hin und —"

Brankowan, mit fast unnatürlicher Selbstbeherrschung verbergend, was nicht aufhörte, eisig durch seine Adern zu kriechen, streckte drohend den Arm aus.

„Wissen Sie auch, wie man diese Art Drohungen und Geldforderungen nennt? Erpressung ist das! Und wissen Sie auch, wie das Gesetz mit Erpressern umspringt? Gehen Sie doch zur Polizei! Gleich von hier aus! Es wird einen überwältigenden Eindruck machen, wenn der Zuchthäusler Riedel den Grafen Brankowan beschuldigt, einen Mann erschossen zu haben, mit dem er vorher sehr vergnügt in Barnekow zu Tische saß,

der ihm aber sonst fremd war, und den er auch nie gesehen hatte — so wenig, wie ich zuvor das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Riedel biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten.

„Also, laufen Sie doch hin! Die Sache ist ungeheuer spaßhaft. Beweise haben Sie doch bei der Hand? Nicht? Das ist schade."

„Sie lügen! Sie wissen genau, daß Sie lügen!" rief Riedel, am ganzen Körper bebend vor Zorn. „Sie wissen, daß Sie den Schuß abgaben, daß Sie —"

„Ich weiß nichts, als daß ich Ihrer Gesellschaft jetzt überdrüssig bin. Wenn Sie noch eine Minute länger hier unliebsam werden, gehe ich selbst zum Staatsanwalt, und dann dürfte Ihre Auslandsreise einen kleinen Aufschub erleiden. Oder, da Sie seit Ihrer Kopfverletzung etwas taumelig sind, wie Sie sagen, sperrt man Sie wahrscheinlich ins Irrenhaus."

„Sie wollen mir nichts geben? Nichts für eine bessere Zukunft? Wo ich doch —"

„Den Mund besser halte!" fiel Brankowan mit schneidendem Hohn ein.

Da ging eine wundersame Wandlung in den von Leidenschaft und Wut entstellten Zügen Riedels vor. Die Gesichtsmuskeln erschlafften, die zornbebenden Lippen kräuselten sich verächtlich. Er spie aus. „Pfui — pfui Teufel!" sagte er. Seine Stimme verlor dabei den schrillen Klang. Er stülpte den Hut fest auf den Kopf, dann maß er Brankowan von oben bis unten und spie noch einmal vor ihm aus. „Ich war ein Narr, daß ich von Ihnen Geld haben wollte, um damit ein neues Leben zu beginnen. Sie könnten's mir jetzt schenken, ich schmisse es Ihnen ins Gesicht. Lieber 'nen anderen Weg gehen — und sollt's mir auch über die Leber kriechen wie die schwarze Pest. Von Ihnen will ich nichts mehr!"

Er riß die Tür auf und schlug sie dröhnend hinter sich zu.

Der Knall verhallte.

Mit Brankowan ging eine furchtbare Veränderung vor. Die gestrafften Muskeln seines Körpers sanken erschlafft zusammen, die erzwungene Glätte seiner Züge verschrumpfte, als sei das Alter jählings über ihn hereingebrochen. Es kroch ihm etwas ans Herz. Von der Spitze seiner Füße kam's aufwärts geschlichen, höher, immer höher.

Nicht einen Laut mehr konnte er ausstoßen, als er wie ein gefällter Baum zu Boden stürzte.

— — — — — — — — — — — — — —

Hardas Nacht war ein Wechsel zwischen unaussprechlicher Angst und bitterster Reue gewesen. Um so bitterer, wenn die Begegnung des gestrigen Abends alles, was sie ihrem Lebensglück angetan aus Hochmut und Eitelkeit, aus Geldstolz und Lieblosigkeit, anklagend vor sie hintreten ließ.

Sie rang die Hände nach einer lindernden Träne, die das versengte und veraschte Feld aller Hoffnungen kühlend netzte. Die Augen blieben trocken, der Stein in ihrer Brust, der, je länger desto fester, wie ein Grabstein den Quell der Tränen verdeckte, rührte sich nicht. Sie dachte nicht mehr an ihre Flucht aus dem Kniebelschen Hause, nicht mehr an Hilfeleistungen irgendwelcher Art. Wenn sie die Hände vors Gesicht preßte, dann wuchs nur das inbrünstige Verlangen nach einer weichen, liebevollen Hand in ihr, nach einer Hand, die über all die Dornen des Gewissens, über all die Scham ihrer Seele, über all die Mängel des Herzens glättend strich, über alles das, was da brannte und schmerzte.

„Mutter — o Mutter!"

Aber hinter diesem geflüsterten Rufe, davon auf-

geschreckt, lebten die Tage ihrer Jugend wieder auf, die Tage, in denen sie nichts verstand von dem Seelenreichtum der besitzlosen Frau, die Tage des Abwendens, die segenlose Stunde ihres Fortgangs aus dem mütterlichen Hause, die segenlose Zier des Myrtenkranzes.

Und wieder rang sie die Hände ineinander. „Mutter — o Mutter!“ rang es sich wiederum von ihren zitternden Lippen.

Aber die Scham schlug aufs neue über ihr zusammen, daß sie vor der Gewissensflamme, die davon auflohte, vernichtet zu Boden schaute. Nicht ein Gedanke war ihr je gekommen an die Hilfsbedürftigkeit der selbstlosen Frau, an den Gram der so oft Zurückgewiesenen — zurückgewiesen und vergessen um ein Nichts, um ein elendes, jammervolles Geschick, das zu bekennen ihr Scham und Reue die Kehle zuschnürten.

Sie wand sich noch unter dieser Pein, als schon der Tag mit wolkigem Grau die verhüllten Fenster durchschien. Da fühlte sie ihre Kräfte abnehmen, aber zunehmen das glühende Verlangen nach Mitleid und Erbarmen. Da schmolz der Rest grundlosen Stolzes in sich zusammen, und eine große, unbezwingliche Flamme reuiger Sehnsucht brach siegreich aus dem bedrängten Herzen empor.

Sie dachte nicht mehr an Schuld und Härte. Wie aus weiter, wüster Öde leuchtete ihr eine nimmer versiegende Quelle entgegen, die sie zu sich heranlockte, heranzog.

Ihre Augen starrten im Geiste darauf hin, bis ihr der Atem zu stocken drohte. Dann, wie fortgestoßen von einer inneren Macht, machte sie sich zum Ausgehen fertig. Fiebernd legte sie den Schleier um die Wangen, und an allen Gliedern bebend eilte sie die Stufen hinunter, in das Nebelgeriesel hinein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Rätin saß bei ihrer Arbeit in der Efeulaube, deren Blätter, frisch gewaschen, trotz Sonnenmangels wie lackiert glänzten, und harrte des Briefträgers.

Tag um Tag war vergangen, ohne daß sie von Harda erfuhr, ob nach dem Aufenthalt in Köln eine Weiterreise erfolgt sei oder nicht. Und Liska, die so oft und herzlich brieflich mit ihr geplaudert, schwieg auch. Die Post hatte zum ersten Male nicht rechtzeitig die lieben Schriftzüge gebracht.

Die Korridorglocke erschallte. Und nochmals ward sie in Hast und Eile gezogen.

Die Aufwärterin kam herbei und öffnete.

In steter Angst, es könne eine schlimme Nachricht kommen, wollte die Rätin von ihrem Platz aufspringen, als draußen im Gange eilige Schritte nahten. Eine unsichere Hand, als suche sie den Griff, tastete am Holze hin und her. Die Tür ging auf.

Einen Moment glaubte die Rätin sich von ihren Augen genarrt.

Aber da kam, da stürzte Harda schon zu ihr hin, und die glühenden Hände nach ihr ausstreckend, sank sie, ihrer selbst nicht mehr bewußt, auf die Kniee, das Gesicht in Frau Müllbrichs Schoß verbergend.

„O, Mutter — Mutter!“

Die Rätin saß sekundenlang wie versteinert. Dann aber zog ein ahnendes Wissen und daneben ein überwältigendes Mitleid durch ihre Seele, ein Mitleid, das ihre verkannte Liebe so mächtig hervorbrechen ließ, daß kein Laut über ihre Lippen zu dringen vermochte. Sie beugte sich tief über der Tochter Haupt, umschlang es mit zitternden Händen und hob es sanft von ihren Knieen empor.

In Hardas Brust, in ihren Augen brannten die Tränen, die nicht fließen konnten, als sie in das Antlitz sah, dem sie so wenig Rückerinnerung geschenkt. Sie umklammerte die Hände, die ihr Haupt umfingen, und preßte sie an ihre Lippen. „O Mutter — Mutter! Vergib mir!“

„Mein Kind! Mein armes Kind!“ Sie brachte nichts weiter über die Lippen. Wieder und wieder flüsterte sie, das Haar ihrer Tochter liebkosend: „Mein armes Kind!“

Harda war es, als schwänden ihr die Sinne in wohltätigem Schlaf. Sie legte ihre Wange auf die Hände der Rätin und schloß die Augen. Sie schlief nicht. Aber die drängende Angst wich von ihr. Es kam Ruhe über sie. Von allem, was sie durchgekämpft, wurde sie in dieser Stunde frei.

Die Rätin blickte mit tiefem Schmerz auf die Gramspuren in diesem jungen Gesicht, das niemals der Spiegel innerer Regungen gewesen war und jetzt in seiner farblosen Blässe lange, lange Stunden seelischer Qualen verriet. Sie dachte an die Hoffnungen verbürgten Glücks an Hartlebens Seite, an alles, was die Kniebels gewaltsam zerstörten, an ihre Abneigung gegen Brankowan, an die überhastete Verbindung, an alles, was ihr damals so wehe getan. Aber je mehr sie daran dachte, desto inniger regte sich die Liebe zu der irrenden, verirrten Tochter, die endlich den Weg zurückgefunden hatte zum Mutterherzen.

Als die regungslose Ruhe sie zu ängstigen begann, küßte sie der Tochter Stirn.

Sofort schlug Harda die Augen auf. „Laß mich bei dir bleiben, Mutter!“

Sie glaubte, es laut gesagt zu haben, aber es klang nur wie ein Seufzer. Aus ihren Blicken aber

sprach die Bitte so erschütternd deutlich, daß die Rätin, ihrer Tränen kaum mächtig, die Arme um sie schlang.

„Du bleibst bei mir — gewiß. Sei nur ruhig. Ich bin bei dir."

Sie fragte nicht, was geschehen war oder zu befürchten stand, ihr genügte, daß ihr Kind Hilfe suchte.

Und dann kam der Augenblick, da sich von selbst das Siegel löste, als Harda sich erhoben hatte und ihr Bild aus Delhi auf dem Tisch stehen sah, dieses glanzvolle Bild, das doch nur eine große Täuschung war, eine Selbsttäuschung, die ihre Nerven so gewaltsam aufstachelte, daß sie mit einem Schrei zum Tisch stürzte, das Bild ergriff und zu Boden warf.

Vor den Scherben, die ihres Lebens Splitter und Scherben bedeuteten, fand sie Worte.

Erst mühsam ringend, dann hastig hervorgestoßen, enthüllte sie das traurige Geheimnis ihrer Ehe, den schmählichen Handel, dem ihre Eitelkeit blindlings zum Opfer gefallen war, enthüllte sie die Nachtstunde zu Woodward, und was diese an Erkenntnis über sie brachte. Alles, was sie in sich hineingewürgt hatte, niedergestampft in sich, sprach sie, flüsterte sie, schrie sie der Rätin zu, die, wie vom Tod umfangen, mit stockendem Atem diese Beichte in sich aufnahm.

Und dann ward es still. Erschöpft suchte Harda im Schlafzimmer Ruhe, und die Mutter saß neben ihr und hielt tröstend ihre Hand umfaßt, bis ein wohltätiger Schlummer die müden Augen schloß.

Als gegen Mittag Herr v. Warnulf sich anmelden ließ, regte sich in der Rätin zuerst ein Gefühl der Pein. Dann aber, im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit in diesem ehelichen Trauerspiel und in der Angst vor neuem Unheil, trat sie ihm mit sorgender Hast entgegen. „Liska ist doch —"

Er nahm ihre Rechte in die seine. „Sehe ich denn wie ein Unglücksbote aus? Ich glaubte, man sehe mir eher einen Liebesfrühling an. Den bringe ich nämlich mit.“

Sie verstand ihn nicht. Beklommen sah sie zu ihm auf.

„Liska schickt mich nämlich als Vorläufer. — Aber,“ sagte er scherzend, „von Schreck oder dergleichen darf gar keine Rede sein. Meine verehrte, liebe Frau Müllbrich,“ fuhr er ernst fort, „ich komme als Bittsteller für zwei junge Menschenkinder, die sich zueinander gefunden haben. Wenn ich auch mit meinem Freund Leopold da oben den Vergleich nicht aushalten kann, so glaube ich doch, daß ich Liska ein ebenso guter Schwiegervater sein werde, wie er ihr ein zärtlicher Vater war.“

Die Rätin, deren Herz von Kummer gebeugt war, fühlte einen so blendenden Lichtstrahl in ihre Seele fallen, daß sie, vor Überraschung und Freude sprachlos, die Hände ineinander faltete.

„Na also,“ sagte Warnulf bewegt. „Das ist nun mal so! Und ich denke, Sie vertrauen uns Liska mit dem Bewußtsein an, daß, wo sie ist, auch für die liebevollste aller Mütter der Platz ganz in der Nähe sein wird. Hand darauf, Frau Müllbrich! — Und glücklich ist die Kleine! Und Gerd! Erst glaubte ich, es brenne irgendwo, als er zu mir ins Zimmer stürzte. Wenn Sie wüßten,“ sagte er, ihre gefalteten Hände in die seinen nehmend, indem er hinauf zu Müllbrichs Bild sah, „wie mich der Gedanke erfreut, die Vaterstelle einzunehmen, die er so früh verlassen mußte.“

Der schroffe Wechsel von Schmerz zur Freude, der jähe Fortfall aller Sorge um Liskas Zukunft, das Mitempfinden ihres jungen Glücks — daneben der

grelle Unterschied zwischen der mit allen Gewissensqualen Ringenden nebenan und der schuldlos in Seligkeit Jubelnden dort überwältigten die Rätin. Sie schluchzte auf, und im Übermaß ihrer aufgewühlten Gefühle lehnte sie die Stirn an Warnulfs Schulter, gleichsam Schutz suchend vor der Gewalt des Schicksals, und brach in heiße Tränen aus.

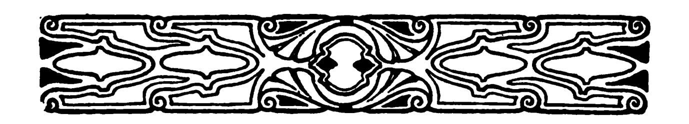
Er umfaßte erschreckt ihre Schulter. „Was denn? Was denn nur? Das ist ja doch nichts Herzbrechendes! Denken Sie doch an Leopold, an die glücklichen Kinder, an eine schöne Zukunft!“

„Ach, nein — ach nein!“ flüsterte sie. „Ich bin ja so dankbar — Gott und Ihnen. Wenn Sie wüßten —!“

Ihre Unselbständigkeit und Unerfahrenheit in dem, was die Ehetrennung Hardas anbetraf, bedrückte sie so schwer und hob das Vertrauen zu Warnulfs besserer Einsicht so heiß an ihre Lippen, daß sie seine Hand in die ihre nahm und rückhaltlos, unter ersticktem Weinen, ihm anvertraute, was ihre Seele bedrängte.

Er hörte im tiefsten Schweigen zu. Ein finsterer Schatten nach dem anderen glitt über seine Züge. Überraschung und Zorn malten sich darauf. Einmal riß er empört seine Hand los, um gleich darauf die Rechte der Rätin um so fester zu umfassen. „Ruhig — nur ruhig!“

(Fortsetzung folgt.)



Der Pompadourräuber.

Novellette von A. v. Gersdorff.

Mit Bildern von
A. Wald.

(Nachdruck verboten.)

unkelnde Sonnenlichter schossen durch die bunten Scheiben der reizenden Villa in der Tiergartenstraße. Ein älterer, sehr elegant gekleideter Herr, der seinen Tee bereits genommen hat, faltet nun, eine Zigarette anzündend, die Zeitung auseinander. Er hat ein ernstes, vornehmes Gesicht und sieht englisch aus — oder anglisiert, mit den breiten silberfarbenen Bartkoteletten, dem ausrasierten Kinn, der tadellosen Toilette. Es ist der Kommerzienrat Philipp Martens der Ältere. Ihm gegenüber sitzt ein schönes, noch sehr junges Mädchen in dunkelblauem Schneiderkleid, das goldblonde Haar über der Stirn hochaufgebauscht. Goldbraune Aurikelaugen mit langen Wimpern, die dazu bestimmt scheinen, den ab und zu rasch auffunkelnden Blick leidenschaftlichen Temperaments, ja unwilligen Trotzes zu verschleiern. Ihre vollen rosigen Lippen umspielt ein fast allzu energischer Zug, ein spöttelndes Lächeln, und aus ihren Augen funkeln tausend kleine Teufel des Widerspruchs, während sie die Briefe und Karten, die ihr soeben die Post gebracht, überfliegt und halbgelesen beiseite legt. Was ist Lisa Martens denn auch wichtig außer ihrer eigenen Person, ihrem eigenen Willen?

So scheint der junge Herr zu denken, der über sein

großes englisches Zeitungsblatt hinweg zuweilen einen ruhigen, kühlen Blick auf das schöne Mädchen richtet und mit einem kritischen Zucken der langgeschweiften blonden Brauen wieder von ihr abwendet. Er ist aus England herübergekommen, aus Glasgow, wo seines Vaters Weltfirma einen riesenhaften Exporthandel betreibt, in das befreundete Haus nach Berlin, um die Heirat ihres künftigen Chefs mit der Tochter der Firma Martens zu betreiben. Die Glasgower Firma James Hiller ist übrigens ebenfalls deutscher Herkunft. Der gegenwärtige Besitzer ist ein Deutscher, und James, der Erbe, ist in Schulpforta erzogen. Seine Mutter war eine Engländerin. Vornehm lehnt er in seinem Korbsessel. Sein schmales Gesicht ist blaß, die Züge schön geschnitten, sein Haar von einem glänzenden Hellblond, seine von schweren Lidern halbverdeckten hellblauen Augen haben den sarkastischen Blick des Mannes der Lebewelt, der alles kennt. Frauen, unverstandene Frauen besonders, würden James Hiller außerordentlich interessant finden, junge, frische Mädchen selten. Und Lisa Martens nun schon gar nicht. Dies überlegene langsame Wesen, dieses musikalische, etwas schleppende Organ, das unbewegliche Gesicht sind ihr beinahe antipathisch. Ein wahres Glück, daß sie nicht weiß, weswegen er eigentlich jetzt Gast ihres Vaters ist. Ahnte sie es, würde er sein Spiel rettungslos verloren haben.

Der Kommerzienrat schlug leicht mit der flachen Hand auf seine Zeitung. „Unglaublich! Schon wieder drei Pompadours geraubt! Am hellen lichten Tage im Tiergarten! Der Täter jedesmal entkommen!“

„Natürlich!“ bestätigte James.

„Und das schlimmste ist, daß unsere verehrten Damen durchaus nicht klug werden wollen. Zu allen

Tageszeiten, sogar abends im Dämmerlicht wandeln sie sorglos dahin, das schlenkernde, oft golden oder silbern schimmernde Täschchen in den Fingerchen und —“

„Und ein rascher Griff von starker Männerfaust, der mitunter auch ein bißchen schmerzhaft sein kann, und so ein nettes Ding mit seinem mehr oder minder



kostbaren Inhalt ist im nächsten Gebüsch verschwunden,“ setzte James Hiller hinzu. „Na — im kleinen wie im großen! Wie selten versteht ein Weib im rechten Moment festzuhalten, was es in der Hand hat und sehr gern behalten möchte.“

Ein flüchtiges Augenfunkeln ziemlich feindseliger Art wechselte zwischen ihm und dem schönen Mädchen seiner Wahl.

„Nun, was mich betrifft,“ sagte Lisa ruhig, „so würde ich unbedingt festhalten, was ich in der Hand halte, und mich eher mit dem Räuber in einen Kampf einlassen. Ich gehe auch nie im süßen Träumen einsame Tiergartenwege wie andere junge Damen vielleicht. Ich sehe und höre alles um mich her, und mir kommt keiner so nahe, den ich mir nicht nahe kommen lassen will — und mir entreißt auch keiner so leicht etwas, das ich festhalten will.“

„Wer wäre denn sonst damit gemeint, der sich so leicht etwas entreißen ließe, was er gern behalten möchte?“ spöttelte der Besucher.

„Nach der alten Spielregel immer der, der fragt!“ sagte sie lachend, aber stark errötend. „Außerdem halte ich diese ewigen Pompadourräubereien nur für einen Lückenbüßer der Zeitungen und Einbildungen ihrer Reporter, und außerdem möchte ich wohl wissen, wo wir Taschentuch, Börse, Notizbuch, Visitenkarten und so weiter lassen sollten ohne unser Täschchen. An einer modernen Toilette ist eben kein Kartoffelsack möglich.“

„Nimm mir's nicht übel,“ meinte der Kommerzienrat mißbilligend, „aber wie kann man als vernünftiges Wesen sich derart von der Mode abhängig erklären, daß man sich ihr zu Gefallen jeden Tag einer Beraubung aussetzt!“

„Meiner Ansicht nach,“ stimmte James zu, „sind diese beraubten Damen ganz einfach gesetzlich strafbar — wegen Begünstigung, Gelegenheitsgeben, Beihilfe zum Verbrechen.“

Lisa lächelte verächtlich zu ihm hinüber. „Ich bleibe dabei: Reportererfindung! — Papa, hast du jemals eine Dame gekannt unter den vielen Damen unserer Bekanntschaft, der ihr Täschchen entrissen worden wäre?“

„Nein. Das nicht —"

„Oder Sie, Herr Hiller?"

„Auch mir ist noch kein derartiger Fall geklagt worden. Aber ich bin auch keine Zeitungsredaktion, keine Polizeistation."

James Hiller sah noch blasierter und gleichgültiger aus wie sonst, und die temperamentvolle Lisa konnte nun einmal dies schlaffe Wesen nicht leiden. Gerade bei ihm reizte es sie oft bis zur Unart gegen ihn.

„Also ich behaupte nochmals, daß meinen Händen niemand so leicht etwas entreißen wird. Aber ich glaube, Ihnen könnte man alles nehmen, was man auch wollte, Sie würden nicht einmal festhalten, wenn Ihnen solch ein berühmter Pompadourräuber die Brieftasche aus der Hand risse, sondern ihm nur mit Ihrem ewigen blasierten Lächeln gelangweilt nachsehen."

„Möglich," sagte er achselzuckend, „denn wenn ich meine Banknotentasche offen in der Hand im abendlichen Tiergarten trüge wie Sie Ihre Geldtasche, wäre sicher nichts darin, und ich würde in der Tat lächeln über den getäuschten Spitzbuben. Ich bin nicht so unvorsichtig wie Sie, Fräulein Lisa. Außerdem finde ich es unschicklich und überhaupt gefährlich für junge Damen, gegen Abend allein auf einsamen Wegen durch den Tiergarten zu gehen."

„Ganz meine Ansicht!" rief der Kommerzienrat. „Aber auf deinen Vater hörst du ja nicht. Nun — die Vollendung deiner Erziehung muß ich eben deinem einstigen Manne überlassen."

Lisa lachte. „Davon habe ich immer geschwärmt, mich von meinem einstigen Manne erziehen zu lassen. Eine hübsche Aufgabe für ihn, mir meine mutige Selbständigkeit abzugewöhnen!"

„Ich glaube in der Tat nicht, daß irgend ein Mann das fertig bringen würde. Wählerisch in seinen Mitteln dürfte er jedenfalls nicht sein,“ bemerkte der junge Hiller mit einem matten Lächeln. — „Aber jetzt bitte ich um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen. Die starkduftende Treibhausluft hier macht mir Kopfweh.“

„Wie schade!“ rief sie spöttisch. „Ich hoffte schon, Sie würden mich zu Gerson begleiten und mir mit Ihrem beinahe weiblichen Talent in Toilettenfragen die Stoffe für mein Kostüm zu unserem großen Ball aussuchen helfen.“

„Ich — und in Magazinen herumstehen? Nein, das ist nichts für meine Nerven,“ wehrte er schaudernd ab.

* * *

Lisa drückte das weiße Pelzbarett in die blonde Haarpracht, schlüpfte in ihr kostbares Pelzjäckchen und machte sich auf den Gang zu Gerson. Der Abend war wundervoll. Rotglühend schimmerte die untergehende Sonne durch die herbstlich gefärbten Bäume des Tiergartens, die Luft war herb und prickelnd. Langsam schlenderte sie durch den Park in träumendem Sinnen. Wie schön war es hier schon, wenn man ganz allein ging, um wieviel schöner mußte es sein mit jemand, den man liebhatte — hier im rotschimmernden Abendlicht — so ganz allein — Arm in Arm, in den man sich schmiegen konnte, wenn es dunkler wurde, in den starken, schützenden Arm! Und wenn ein gütiges Gesicht sich ernst zu ihr niederbeugte, ein blasses Gesicht, eine schlanke, kraftvolle Gestalt — ach, Unsinn! Immer und immer mußte der unangenehme Mensch sie ärgern und reizen und auch noch

zwingen, an ihn zu denken, wenn er gar nicht da war!

Und Kopfweh bekam er, Kopfweh von Blumenduft! Welch ein Mann!

Sie schrak plötzlich zusammen und blieb einen Moment stehen. Ging da nicht jemand vorsichtig hinter ihr her? Sie wandte sich um. Alles war still, der Seitenpfad, auf dem sie ging, lag menschenleer in den schnell heraufgestiegenen Schatten des Abends. Wirklich — beinahe unheimlich wurde ihr zumute. Diese ängstlichen Männer, ihr Vater und der junge Hiller, hatten sie angesteckt mit ihrer Furchtsamkeit.

Aber jetzt hörte sie wirklich Schritte, langsame, vorsichtige Schritte im Gebüsch, das den Pfad begrenzte. Da drinnen mußte doch jemand sein, der ihr folgte! Ihr war es, als kämen die Schritte dicht hinter ihr her, solange sie ging, und hielten an, sobald sie stand. Es war bestimmt so. Und keine Menschenseele war zu sehen, niemand, der ihr entgegenkam!

So ein ganz, ganz klein wenig wurde ihr doch bange. „Es ist ihm richtig gelungen, mich feige zu machen," dachte sie geärgert und wollte eben ihr schimmerndes Silbertäschchen, das an feiner Kette ihr am Handgelenk hing, unter das Jakett ziehen, als sie mit entsetztem Aufschrei zurückprallte.

Dicht vor ihr sprang eine dunkle Gestalt aus den Büschen auf den Weg. Sie sah einen Moment lang zwei funkelnde Augen dicht vor sich — und im nächsten Moment war ihr mit geübtem Griff das silberne Täschchen aus der Hand gewunden. Ehe sie noch einen Hilferuf ausstoßen konnte, war der Kerl wieder mit langen Sätzen in den Büschen verschwunden.

An allen Gliedern zitternd eilte sie so schnell sie konnte auf die Fahrstraße hinaus, wo sie einen Schutz-

mann stehen sah. In dem Täschchen waren hundert Mark gewesen, und der Silberwert des kleinen Gegenstandes war auch ein recht bedeutender. Aber je näher



sie dem Schutzmann kam, desto langsamer ging sie. Was sollte das nützen? Der Räuber war mit ihrem Pompadour sicher längst über alle Berge. Im dunklen

Tiergarten umherlaufen und ihn suchen, war doch auch nicht möglich für den Mann, der seinen Posten nicht verlassen konnte.

Anzeigen konnte man ja der Kriminalpolizei den Vorfall noch heute. Das würde schon ihr Vater oder James Hiller besorgen. Ja, James Hiller, der würde schön predigen und sie reizen und ärgern und bespötteln. Nein, lieber die hundert Mark und die Tasche verlieren! Schade war's ja darum, aber das Gesicht von dem! Brr — lieber schweigen. Freilich, daß sie ihre so auffallende Silbertasche nicht mehr am Handgelenk hängen hatte, wenn sie ausging, das würden er und ihr Vater wohl bemerken und dann wenigstens zu ihrer Genugtuung glauben, daß sie zur Vernunft gekommen sei. Nun — das mochte dann immer sein. Eigentlich war's ja beinahe so. Oder würde sie sich künftig nicht hüten, eine so verlockende Tasche so sorglos zu tragen, würde sie nicht doch lieber die einsamen Abendgänge durch den Tiergarten vermeiden?

Wie prächtig sich Lisa Martens verstellen konnte! Mit welch harmlos freundlichem Gesicht sie zum Abendessen erschien! Liebenswürdig plaudernd, über ihren Gersonbesuch freilich nur flüchtig hinweggehend, sie wollte ja nichts verraten, man sollte doch am Kostümfest überrascht werden. Viel netter als sonst war sie gegen James, so daß dieser seine müden Augen weiter als gewöhnlich öffnete, wenn er sein reizendes Gegenüber betrachtete. Sie aber, in dem dunklen Gefühl, daß sie ihm irgend etwas abzubitten habe, lächelte und nickte wiederholt, wenn er eine seiner gelassenen Behauptungen aufstellte, und ihr flotter Widerspruchsgeist ihm gegenüber schien sehr viel von seiner Schärfe verloren zu haben.

* * *

Der Abend des Ballfestes war gekommen. Die schönen Räume der Villa Martens waren strahlend erleuchtet, und fast alles, was die vornehme Welt an Glanz und Pracht, an schönen Frauengestalten und eleganten Männern zu bieten hatte, kam in Equipagen und Autos durch das Portal in den Vorgarten der Villa, über den ein schützender Baldachin gespannt war.

Immer neue Gäste strömten in die offene Halle, und erst gegen zehn Uhr ebbte der Strom der Ankommenden ab, und nur noch einzelne verspätete Nachzügler eilten in beschleunigter Gangart herbei, um das Essen nicht zu versäumen.

Der Kommerzienrat war in bester Laune. Seine und seines Jugendfreundes Pläne für eine Verbindung ihrer Häuser schienen sich trotz der anfänglich sehr ungünstigen Aussichten doch verwirklichen zu sollen, denn Lisa, die Spröde, Eigensinnige, schien allmählich doch Vernunft anzunehmen und ein gewisses Gefallen an dem Freier zu finden, der von ihrem Vater für einen höchst achtungswerten Charakter und passenden Eheherrn für seine wilde Lisa gehalten wurde.

Freilich gab er sich heute wenig Mühe, ihr den Hof zu machen. In seiner ganzen Blasiertheit, immer anlehnungsbedürftig für seine nachlässig schlendernde Gestalt, stand er unbewegten Antlitzes am Kamin. Lisa aber war entzückender als je in ihrem zartrosa Kreppkleide, mit dem vollen Rosenkranz im blonden Haar, eine Rosengirlande um die blendenden Schultern.

Der Ball war in vollem Gange, und Lisa, natürlich sehr umschwärmt, flog von einem Arm in den anderen, nur nicht in den von James Hiller, der selbstredend nicht mehr Rundtänze tanzte und sich ins Rauchzimmer verzogen hatte, um ab und zu eine Française zu tanzen,

zu der er sich sogar einmal entschlossen hatte, die Tochter des Hauses zu engagieren.

Das schöne, sonst so heitere Mädchen sah heute zuweilen ernster aus, als es ihre Gewohnheit war.



Es schien wie ein leichter Schleier über Lisas sonniger Heiterkeit zu liegen, und ihre Augen hatten einen ihr sonst fremden, fast sehnsüchtigen Ausdruck, der ganz unverständlich schien, denn sie hatte doch alles — alles, wonach ihr Herz sich sehnen konnte. Ja — gewiß

alles, außer dem einen kleinen Gegenstande, nach dem sie erst unbewußt und jetzt bewußt strebte — das eine Herz, das sie von all jenen, die ihr bedingungslos zu Füßen lagen, sich zu erwerben wünschte, und von dem sie allmählich doch immer mehr zu glauben begann, daß sie es zu gewinnen nicht die Macht habe, nicht den Zauber, der genügte, das kühle Herz James Hillers zu erwärmen.

Ganz bang und schließlich wirklich eifersüchtig sah sie, wie er mit dieser und jener ihrer Freundinnen sprach, wenn er ab und zu eine kurze Gastrolle im Ballsaal gab, in einer fast liebenswürdigen, lebhaften Weise besonders mit der einen, der zarten stillen Eugenie Dorn, die freilich ein sehr kluges, sehr bedeutendes Mädchen, aber fast unvermögend zu nennen war.

In ihrer schwankenden Stimmung sehnte sie sich schließlich aus dem rauschenden Trubel hinaus, nach einer Minute stillen Alleinseins, ruhiger Selbstbesinnung. Als sie es unbemerkt zu können glaubte, trat sie in den stillen Wintergarten, der in der grünen Dämmerung seiner Pflanzen und Sträucher, schwach von wenigen elektrischen Lampen erleuchtet, einsam dalag. Ein leichter Zugwind kam ihr entgegen. Die kleine Tür, durch die sie, wenn sie von ihren Ausgängen heimkam, zuweilen ins Haus trat, weil der Wintergarten direkt hineinführte, schien geöffnet zu sein, der kühle Luftzug kam von jener Seite her.

Aber, wie war das möglich? Sie hatte doch allein diesen Schlüssel! — Nein, nicht mehr. Sie besann sich plötzlich mit aufsteigendem Grauen — der war ja in dem ihr entrissenen Pompadour gewesen samt ihren Visitenkarten — alles Material sozusagen beisammen, um es Einbrechern leicht zu machen.

Da stockte ihr Fuß. Durch die hohen Blattpflanzen

neben der in der Tat offen stehenden Tür sah sie zwei funkelnde, sprühende Augen auf sich gerichtet — und im nächsten Augenblick fühlte sie sich wild umklammert von zwei riesenstarken Armen. Halb ohnmächtig, unfähig, sich in der stählernen Umschlingung auch nur zu rühren, mußte sie es willenlos dulden, daß der Strolch — er war es natürlich, derselbe aus dem Tiergarten — ihr mit einem langen Kusse den Mund schloß.

Da stieß sie in ihrer Not den Namen heraus zu ihrer Hilfe, der ihr jetzt Tag und Nacht im Herzen schwirrte: „James — James!“ rief sie mit erstickter Stimme.

Da ließ der Kerl von ihr ab und hielt ihr einen blitzenden Gegenstand vor die Augen. „Ihr Täschchen ist's, auch Ihr Geld ist darin und Schlüssel und Karten — alles bring' ich wieder!“ knurrte er in gebrochenem Deutsch. „Sie sollen sich nicht ängstigen — ich wollte es nicht — ich konnte Sie aber nicht vergessen. Ich bin ja nur ein elender, heruntergekommener Kerl, aber ein anständiger Mensch war ich einmal, und Sie sind gut — Sie haben ein gutes Herz —“

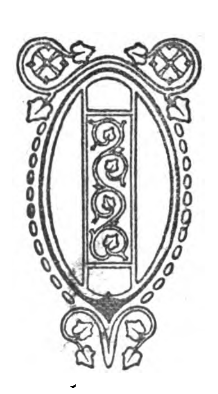
„Gehen Sie — gehen Sie schnell!“ brach es über ihre Lippen. „Behalten Sie das Geld — ich will es meinem Vater sagen, daß er Ihnen hilft, wieder ein anständiger Mensch zu werden. Machen Sie nur, daß Sie jetzt fortkommen. Sagen Sie mir Ihre Adresse, denn ich will Ihnen helfen!“

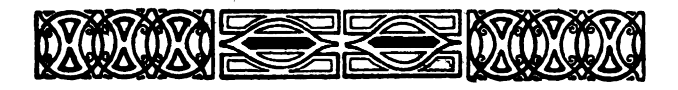
„James — James heiß' ich — so, wie Sie mich eben riefen!“ jauchzte plötzlich der Strolch, zu ihren Füßen knieend. Zu Boden flog die schwarze Perücke und der struppige Bart und der zerlumpte Mantel, und James Hiller kniete zu Lisas Füßen*). „O Lisa —

*) Siehe das Titelbild.

Einzige, vom ersten Moment an Geliebte — verzeih mir mein Vorgehen, das ja nur der kühnste, entschlossenste Mensch wagen konnte, den es gibt — James Hiller: eine Lisa zum Gehorsam zu zwingen, eine Lisa zu erobern, die nun einmal auf gewöhnliche Weise nicht zu überzeugen, nicht zu gewinnen war. Siehst du nun ein, wie leicht es ist, dir zu entringen, was man haben will — deinen Pompadour, deinen Hausschlüssel, deinen Namen, dein Herz?! Alles hast du mir ausgeliefert, sobald ich mit gewalttätigem Griff danach faßte. — Und eine Lisa Martens verlangt wohl auch, daß der Mann sie heiratet, der sie geküßt hat?"

„Ja, das verlange ich auch, du — Pompadourräuber!" hauchte sie und sank aufs neue in die ihr sehnsüchtig entgegengestreckten Arme.





In einem Asyl für Trinkerinnen.

Von H. Psychander.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Trunksucht ist nicht nur deshalb ein so verderbliches Laster, weil sie die körperliche Leistungsfähigkeit zerrüttet und untergräbt, sondern um vieles nachteiliger wirkt sie noch dadurch, daß sie alle sittlichen Gefühle abstumpft und eine krankhafte Schwächung des Willens nach sich zieht. Auf diesen beiden letzteren Umständen begründet sich die Tatsache, daß Trunksucht und Verbrechen so oft vereint sind. Nach einer Statistik des Deutschen Reiches hatten unter 23,837 Strafgefangenen 41 Prozent ihr Verbrechen unter dem Einfluß des Alkohols begangen, und von den Körperverletzungen waren gar 74 Prozent von Personen verübt worden, die sich im Zustand der Trunkenheit befanden.

Zu unterschätzen ist fernerhin nicht der wirtschaftliche Schaden, den die Trunkenbolde sich selbst und ihren Familien zufügen. Die Zahl der Trunksüchtigen ist zudem bei weitem größer, als man gewöhnlich annimmt. Wird doch die Zahl der anerkannten Trunkenbolde im Deutschen Reich auf rund 300,000 veranschlagt, worunter die sogenannten Gelegenheitstrinker noch nicht einbegriffen sind. In den Krankenhäusern Deutschlands werden jährlich durchschnittlich gegen 12,000 Personen aufgenommen, die an Trunksucht leiden, und von manchen Armenverwaltungen werden 40 bis

60 Prozent der Gesamtausgaben auf Leistungen für die Folgen der Trunksucht verwendet.

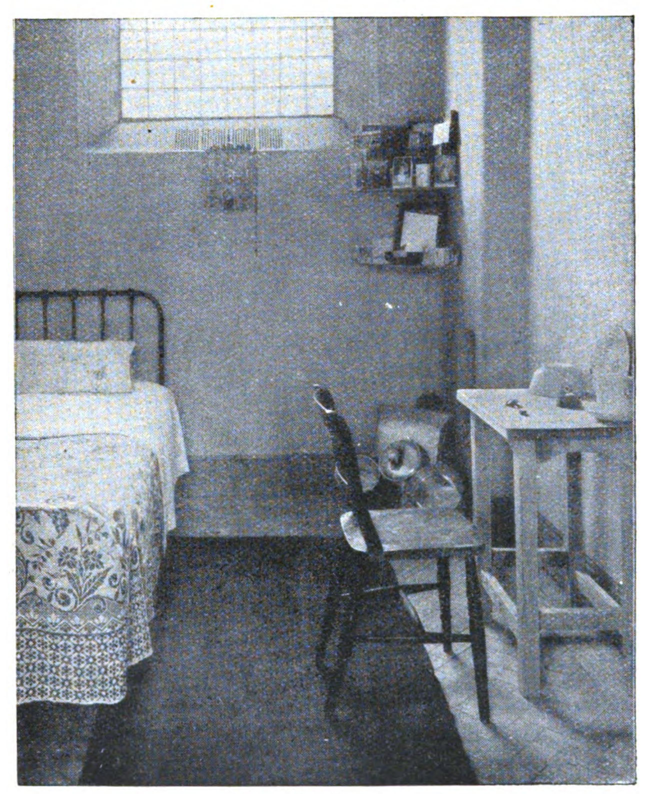
Das einzige, wirklich erfolgreiche Mittel zur Be-



Der Flur mit den Einzelzimmern.

kämpfung und Heilung der Trunksucht ist aber eine langdauernde Abschließung der Trunksüchtigen oder, mit anderen Worten, ihre Aufnahme in ein Asyl. Denn es ist eine oftmalig bestätigte Erfahrung, daß die Trunk-

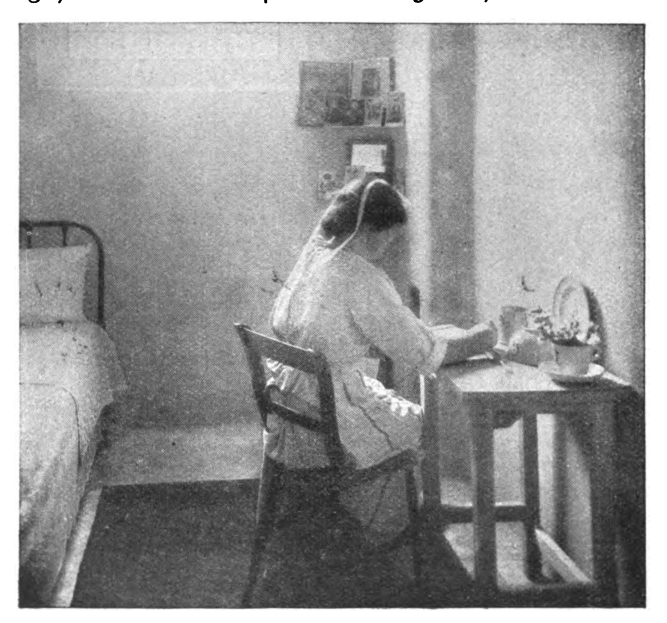
süchtigen auch nach vorübergehender Besserung gar zu leicht wieder rückfällig werden, sobald sich ihnen die Gelegenheit darbietet, dem Alkoholgenuß zu frönen.



Ein Einzelzimmer.

Aber nur eine vielmonatliche völlige Enthaltsamkeit gewährt die Möglichkeit zur Heilung. Diese völlige Enthaltsamkeit von genügender Dauer ist aber einzig und allein zu erreichen in einem Asyl.

Diese Einsicht ist es auch gewesen, die die Trinkerasyle oder Trinkerheilstätten ins Leben rufen ließ. In Deutschland wurde das erste Trinkerasyl bereits im Jahre 1851 in Lintorf bei Duisburg errichtet. Es war



Ein Pflegling im Einzelzimmer.

zunächst nur für entlassene männliche Strafgefangene bestimmt. Eine Erweiterung erfuhr diese Mutteranstalt im Jahre 1879, indem auch eine Abteilung für Trinker aus gebildeten Ständen angefügt wurde. Die erfreulichen Erfolge, die man hier erzielte, ermutigten zu weiterem Fortschreiten auf der begonnenen Bahn, so daß in den meisten Teilen Deutschlands nach dem gegebenen Muster Trinkerasyle eingerichtet wurden. Wir besitzen jetzt deren einige dreißig, die teils unter der

Leitung von Ärzten, teils unter der von Geistlichen stehen. Mehrere davon nehmen auch Frauen auf.

Die Trinker, die in der Anstalt Aufenthalt nehmen wollen, müssen sich verpflichten, vier bis zwölf Monate dort zu bleiben. Sofort beim Eintritt wird dem Aufgenommenen jegliches alkoholische Getränk entzogen. Die Behandlung der Insassen ist so, daß sie die Mitte einhält zwischen der unbeugsamen Strenge eines Gefängnisses und der nachsichtigen Zucht eines Krankenhauses. Für eine angemessene Beschäftigung, geistige Anregung und gesellige Unterhaltung wird nach Möglichkeit Sorge getragen.

Die systematische Bekämpfung der Trunksucht stößt



Die Küche.

bei uns insofern auf Schwierigkeiten, als es die gesetzlichen Bestimmungen nicht erlauben, einen Trinker, der sich sonst nicht straffällig macht, gegen seinen Willen in einem Asyl unterzubringen. Erörtert und in Vor-

schlag gebracht worden ist zwar auf den juristischen Kongressen eine derartige Gesetzesvorlage schon wiederholt, aber leider ist es bisher zu einer Verwirklichung dieser Erwägungen noch nicht gekommen. Nur in dem



In der Waschküche.

Fall, daß ein Trinker gesetzlich entmündigt worden ist, kann er auf Betreiben seines Vormundes auch wider seinen Willen einem Asyl zugeführt werden.

Anders liegen die Verhältnisse in England. Hier ist die notorische Trunksucht als solche strafbar, und der Richter kann auch die Versetzung unverbesserlicher Trinker in ein Asyl oder unter die Aufsicht geeigneter Personen in Form der Familienpflege verfügen.

Ist schon die Trunksucht bei Männern widerlich, so wirkt sie noch abstoßender und zugleich nach der gesundheitlichen und sittlichen Seite hin entartender bei den Frauen. Gerade in England aber sind die Frauen

der untersten Volksschichten in den Großstädten der Trunksucht in erschreckendem Maße ergeben. Wer die verrufenen Straßen des Londoner Stadtteils Whitechapel besucht, trifft in den Abendstunden nur zu häufig auf taumelnde und sinnlos betrunkene Frauen. Besonders bedauerlich aber ist es, daß diese verkommenen Frauen auch ihre Kinder frühzeitig zum Trunk anleiten.

Ähnlich verhält es sich in anderen englischen Großstädten. Dieser Umstand hat neuerdings die durch ihre Baumwollmanufaktur berühmte Industriestadt Man-



Trocknen und Rollen der Wäsche.

chester dazu bewogen, ein Asyl für Trinkerinnen zu errichten. Bis dahin brachte man die Trinkerinnen in Familienpflege unter, was für eine jede einen Kostenaufwand von nicht weniger als 2000 Mark jährlich er-

forderte. Dazu waren die Erfolge noch sehr mangelhaft. Nicht nur entliefen die Trinkerinnen ihren Pflegern oftmals, sondern sie wußten sich auch im geheimen alkoholische Getränke zu verschaffen oder,



In der Schneiderstube.

wenn beides auch nicht geschah, so stellte es sich doch meist heraus, daß die Frauen nach der anscheinenden Besserung und der daraufhin erfolgten Entlassung aus der Familienpflege sehr bald wieder der Trunksucht verfielen. Um mit diesen Widrigkeiten endgültig aufzuräumen, beschloß man, wie schon erwähnt, die Erbauung eines städtischen Asyls für Trinkerinnen, in dem die trunksüchtigen Frauen so lange verweilen müssen, bis ihr Widerstand gegen die Verlockungen des Alkohols als gesichert betrachtet werden kann.

Manchester ist nach London die reichste Stadt Eng-

lands. Infolgedessen hat man auch bei der Errichtung des Asyls keine Kosten gescheut, vielmehr eine Anstalt geschaffen, die sowohl in betreff der baulichen Anlagen als auch der inneren Ausstattung als ein Muster sozialer Fürsorge gelten kann. Das Asyl befindet sich nicht in Manchester selbst, sondern man hat es nach dem benachbarten Städtchen Aylesbury verlegt, das sich einer anmutigen landschaftlichen Umgebung erfreut und sich



Bei der Gartenarbeit.

durch gute Gesundheitsverhältnisse auszeichnet. In der Anstalt sind Beamtinnen und freiwillige Pflegerinnen tätig. Die Damen sind auf unseren Bildern durch die hohen mützenförmigen Häubchen kenntlich.

Eine jede Trinkerin muß sich zuerst bei ihrer Aufnahme in das Asyl einer körperlichen Säuberung unterziehen und wird darauf mit der einfachen, aber kleidsamen Anstaltstracht versehen. Sie gleicht im wesent-



Spaziergang im Garten.

lichen dem Anzug der Beamtinnen und Pflegerinnen und unterscheidet sich von ihm hauptsächlich nur dadurch, daß die Pfleglinge flache Häubchen tragen.

Anfänglich wird einem jeden neu aufgenommenen Pflegling ein Gemach zugewiesen, dessen Fenster vergittert ist. Denn da auch in der ersten Eingewöhnungs-

zeit keinerlei alkoholische Getränke verabreicht werden, so kommt es nicht selten zu förmlichen Tobsuchtsanfällen, Selbstmordanwandlungen und waghalsigen Fluchtversuchen. Ist die schlimme Übergangsperiode vorüber, dann bezieht der Pflegling ein recht nettes Zimmer mit unvergittertem Fenster. Zur Überwachung wäh-



Insassin und ihre Besucherin im Garten.

rend der Nacht sind indessen an den Zimmertüren Schiebefenster angebracht, die vom Korridor aus die Beobachtung der Bewohnerin ermöglichen. Neben einer jeden Tür hängt ein Papierblock, auf dem die

Beamtinnen ihre etwaigen Beobachtungen in der Nacht verzeichnen, so daß der Arzt bei seinen täglichen Besuchen sofort über den Zustand der Insassin unterrichtet ist.

Das gut erhellte Einzelzimmer enthält eine eiserne



Pfleglinge beim Damspiel.

Bettstelle mit Matratze, Kopfkissen und Schlafdecke, einen Tisch, auf dem das Speisegerät, wie Teller, Napf und Tasse, zu stehen kommt, einen Stuhl und die Gerätschaften zur Zimmerreinigung. Im Winter erfolgt die Erwärmung durch Zentralheizung. Den Bewohnerinnen ist es erlaubt, das Zimmer nach ihrem Geschmack mit Photographien, Bildern und dergleichen auszuschmücken.

Alle Geschäfte des Haushalts werden unter der Aufsicht und Anleitung der Beamtinnen und Pflegerinnen von den Insassinnen selbst besorgt. Sie kochen

in der geräumigen, modern eingerichteten Küche die Speisen, waschen, trocknen und rollen die Leibwäsche und fertigen auch die Anstaltskleidung an. Viel Gewicht wird ferner auf die Beschäftigung mit Gartenarbeit gelegt. Zu diesem Zweck ist das Asyl mit einem großen Blumen- und Gemüsegarten ausgestattet. Regelmäßige Spaziergänge im Garten dienen der Erholung und Leibespflege. Auch ist es den Pfleglingen erlaubt, Besuche zu empfangen und im Beisein einer Beamtin nach Belieben in der Anstalt mit den Besuchern zu verkehren oder sich im Garten zu ergehen. Unter-



Eine Feuerwehrübung.

haltungsspiele, wie Damspiel, musikalische Vorträge und Lektüre füllen die Mußestunden aus.

Um bei dem Ausbruch eines Brandes Überstürzungen und Unglücksfälle zu vermeiden, ist auch eine Feuerwehr eingerichtet, zu der die Beamtinnen und frei-

willigen Pflegerinnen gehören. Von Zeit zu Zeit werden Feuerwehrübungen und sogenannte Feuerproben vorgenommen.

Die bisher gewonnenen Erfahrungen berechtigen zu der Hoffnung, daß mit der hier eingeschlagenen Methode die angestrebten Ziele — die gesundheitliche Wiederherstellung und die sittliche Festigung der Insassinnen — in befriedigender Weise erreicht werden können.





Die Heimat der Heimatlosen.

Ein Lebensbild vom Meere von Heinrich Binder.

Unser Schiff kam von Valparaiso. Mit gutem Winde hatten wir Kap Horn umsegelt und liefen die Falklandsinseln an, um einen kleinen Teil unserer Ladung zu löschen.

Die Falklandsinseln bilden eine Gruppe von eigenartigem Reiz, die tief dort unten an der äußersten Spitze des amerikanischen Festlandes liegt. Kein Baum spendet Schatten an den wenigen, aber heißen Sommertagen. Doch wuchert ein üppiger grüner Rasenteppich über der Erde. Tausende von eigenartigen gelben Blüten leuchten aus dem saftigen Grün, und weiter oben, wo sanft die Hügel anschwellen, wiegen weite Flächen mannshohen Grases im Winde. Die starken Weststürme, die seit Jahrtausenden über die Inseln brausen, ließen die Bäume nicht gedeihen. Nur ein einziges, verkümmertes Bäumchen wird dem Fremden als besondere Seltenheit bei Port Stanley gezeigt.

Port Stanley ist die Hauptstadt der Inselgruppe. Ein kleines, reinliches Städtchen von achthundert Einwohnern bildet das Gemeinwesen, das sich malerisch um den von der Natur geschaffenen, vortrefflichen Hafen gruppiert. Große Schafherden künden, daß die Menschen dort in weltenferner Einsamkeit in der Schafzucht ihren anspruchlosen Erwerb suchen.

Weit draußen auf der Reede liegt ein stattlicher Dreimaster. Von der Gaffel grüßt die blau-weiße

argentinische Flagge herüber. Englische rußgeschwärzte Kohlendampfer liegen wie dunkle Seeungeheuer in dem grünschimmernden Wasser.

Sechs seltsam gebaute, plumpe Segler haben dicht am Strande ihre Anker ausgeworfen. Es sind Walfischfahrer. Sie haben hier ihre Station und suchen von Port Stanley aus das Südliche Eismeer, das ihnen guten Ertrag liefert, zum Fange auf.

Ein leuchtend schöner Spätherbstnachmittag lag über dem Meere, als die Anker unseres Schiffes im Hafen von Port Stanley in den Grund rasselten.

Ein Boot kam uns entgegen. Es hatte die deutsche Flagge gehißt. Ein alter, hochgewachsener Mann stand aufrecht am Steuer. Mit sicherer Hand führte er das kleine, dreieckige Segel des Bootes, das in schneller Fahrt auf uns zukam. Der graue Bart und die Furchen des wetterharten Gesichtes ließen erkennen, daß der Mann am Steuer die Stürme des Lebens und die Stürme des Meeres kennen gelernt hatte.

Sein Begleiter war ein stattlicher, schlanker Mann in jüngeren Jahren. Sein Alter war schwer zu erkennen, da sein ernstes, blasses Gesicht in seltsamem Widerspruch zu der schlanken, fast jugendlichen Erscheinung stand.

Sie kamen an Bord und begrüßten uns als Deutsche. Sie hatten die Ladung in Empfang zu nehmen und erledigten in Ruhe und mit bewundernswerter Sachkenntnis ihre Aufgabe. Wir waren erstaunt, in diesem Weltwinkel Deutsche zu treffen. Sie selber waren sichtlich ergriffen von dem Spiel des Zufalls, das ihnen einen Gruß aus dem Mutterlande brachte, das sie wieder die Muttersprache hören ließ.

Als die Sonne weit drüben über dem Kap zur Rüste ging, brachen die beiden wieder auf. Ich fuhr mit

ihnen ans Land, und als der Jüngere mich aufforderte, den Abend bei ihnen zu verleben, begleitete ich sie gerne in ihr einfaches, schmuckes Haus, das am Ostrande des Hafens von einer kleinen Anhöhe weiß herüberleuchtete.

Als wir eintraten, kam uns eine schlanke, hübsche Frau entgegen. Eine Fülle blonden Haares krönte ein schmales, feines, fast durchgeistigtes Gesicht, über das ein seltsames Leuchten ging, als sie hörte, daß der Fremde ein Deutscher sei.

Ein Junge, der das reiche Blondhaar der Mutter geerbt hatte, klammerte sich ängstlich an ihre Schürze fest. Er blickte mich mit seinen großen Kinderaugen scheu und furchtsam an. Erst als ich ihn freundlich streichelte und ihn in deutscher Sprache nach seinem Namen fragte, wurde er zutraulicher und führte mich an seinem kleinen Händchen in die Stube.

Es war ein kleiner, behaglicher Raum, in den ich trat. Die junge Mutter hatte schnell die Lampe angezündet, und bald saßen wir in trautem Gespräch am Tisch, auf dem schon ein einfaches Mahl der Heimkommenden harrte.

Ich fühlte mich bald heimisch in dem trauten Kreise, denn ich merkte bald, daß sie dankbar waren für jedes Wort, für jedes deutsche Wort, das ich sprach. Sie blickten auf meine Lippen, als ob Kinder auf das Wort des Lehrers hörten. Nichts sollte ihnen entgehen.

Was hatten sie dann alles zu fragen!

Und wie ich ihnen Kunde gab von der alten Heimat, fiel mein Blick auf einen Spruch, der in schlichtem Rahmen an der weißgetünchten Wand hing. Ich stand auf, um ihn besser lesen zu können. Der Alte erhob sich und leuchtete mir. Ich erkannte einen Vers wieder, den ich daheim die letzte Stätte unbekannter Seeleute

zieren sah, die den Tod in den Wellen gefunden. Er lautete:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose —
Es ist das Kreuz von Golgatha,
Heimat für Heimatlose.

Ihre Augen folgten den meinen, als ich halblaut die Worte las. Und dann hörte ich die Geschichte ihres Lebens und ihres Leidens — so groß und so unsagbar schwer, daß ich sie niemals vergessen werde.

Und wenn ich an das Meer denke, an das grausame Meer, das ich als zweite Heimat doch lieben gelernt, muß ich immer an ein paar deutsche Herzen denken, die weit unten im unendlichen Ozean, in weltenferner Einsamkeit der deutschen Heimat heiß entgegenschlagen.

* * *

Es war Abend.

Die kleine deutsche Hafenstadt lag in stillem Frieden, und weit, weit draußen neigte sich die Sonne als rotglühender Feuerball dem Meere zu.

Leise rauschte der Abendwind in dem spärlichen Dünengras. Die Wellen der Nordsee verliefen sich in ununterbrochenem, fast lautlosem Spiel im Sande.

Zwei junge Mädchen saßen an der Böschung des Deiches und spähten aufmerksam in die rote Lichtfülle hinein, die über den Wassern lag. Ab und zu legten sie die Hand schützend vor die Augen.

Das größere der beiden Mädchen brach endlich das Schweigen. Leise, als ob sie die erhabene Stille des wunderbaren Schauspiels nicht stören wollte, sagte sie

zu ihrer Gefährtin: „Sie müßten eigentlich heute abend noch hereinkommen. Um zehn Uhr haben wir Flut; es wäre schade, wenn sie bis morgen früh auf der Reede liegen bleiben müßten."

„Vater glaubt nicht daran. Im Kanal war heute morgen schwerer Sturm. Wir haben zwar hier fast nichts davon gemerkt, aber draußen soll es mächtig getobt haben."

Sinnend und schweigsam blickten sie wieder in die Ferne. Die Luft wurde dunkler, weiße Möwen flogen scheu an ihnen vorüber. Die fahle Dämmerung auf der dunklen Wasserfläche wich langsam den ersten Schatten der hereinbrechenden Nacht. Bläuliche Lichtfunken huschten hin und her und tauchten wie spielend aus der Tiefe auf. Der strahlende Feuerglanz der scheidenden Sonne verblaßte mehr und mehr, und schon flutete matt das silberne Licht des Mondes über die dunklen Wogen. Träumend blickten die einsamen Mädchen in die Weite. Ein leichter Windstoß weckte sie aus ihrem Sinnen.

„Wir können nicht mehr warten, wir müssen nach Haus, Fee. Du weißt, daß dir die Abendluft nicht gut tut."

Die Größere sagte es zu der jüngeren Schwester. Diese war klein und schwächlich. Ihr runder Rücken und die schmale, flache Brust ließen erkennen, daß die Sorge der Schwester berechtigt war. Das kleine, schmale Gesicht war fein und regelmäßig. Ihre Augen waren besonders schön. Es waren Augen, die schon viel geweint hatten.

„Ach, warum seid ihr immer so besorgt um mich! Glaubst du, daß die Abendluft mir mehr schadet als dir?"

Die Schwester legte den Arm um sie: „Nein, kleine Fee, aber es ist doch besser, wenn wir gehen."

Sie erhoben sich und schritten über den Deich der nahen Stadt zu.

Herta und Felizitas Herwig waren die Töchter des Reeders Heinrich Herwig. Der Name Herwig hatte einen guten Klang in der kleinen Hafenstadt. Mit zäher Kraft und unter schweren Entbehrungen hatte sich der Vater zu seiner geachteten Stellung emporgearbeitet. Als er in der Blüte seiner Jahre stand, konnte er vier stattliche Segelschiffe sein eigen nennen. Er war ein echter Sohn des Meeres. Er entstammte einer alten friesischen Schifferfamilie, die schon seit Generationen mit dem Meere gekämpft hatte. Viele aus der Herwigschen Familie waren der See schon zum Opfer gefallen. Aber das tosende, schäumende Meer erzieht den Menschen ein tiefes Heimatsgefühl an. Diese Menschen leben und sterben auf dem Meere. In jungen Jahren schon hatte Herwig sein Glück auf dem Meere versucht. Ein kleines Segelschiff, das er sich durch Fleiß und Sparsamkeit erworben hatte, bildete den Grundstock seiner kleinen Flotte, auf die er einst so stolz, so unendlich stolz war. Aber die Zeiten schritten vorwärts, und die Dampfer, diese zu Stahl gewordenen Gedanken des menschlichen Geistes, brausten durch die Meere. Schneller und billiger brachten sie die Güter aus fremden Landen, und so entzogen sie nach und nach der Segelschiffahrt den goldenen Boden. Eines um das andere der Herwigschen Schiffe mußte verkauft werden, aber Herwig hielt mit friesischer Zähigkeit an seinen Seglern fest. Ja, damals gab es Zeiten, in denen es als weibisch und unseemännisch galt, auf diesen modernen Dampfern ohne echte seemännische Arbeit und ohne Ringen durch das Meer zu fahren. Das konnte jeder Junge. Dazu brauchte man nicht in Wind und Wetter gehärtet zu sein. Und so kam es, daß von der statt-

lichen Herwigschen Reederei schließlich nur noch ein Vollschiff, die „Felizitas“, übriggeblieben war. In früheren Jahren hieß es nach der Mutter des Reeders „Antje Herwig“, als aber das Glück mit reichen Händen das Haus bedachte, als das dritte Kind den stolzen Eltern geboren wurde, da gab es große Feste im Herwigschen Hause. Eine Doppeltaufe, wie sie schöner und feierlicher nicht gedacht werden konnte: das überzarte, kleine Wesen in den weißen Linnen und das stattliche Schiff wurden auf den Namen Felizitas getauft.

Aber die Göttin des Glückes ist blind und grausam. Das kleine, letzte Kind der schon bejahrten Eheleute wuchs nur kümmerlich auf, und die „Felizitas“, die draußen auf dem Meere als letztes Schiff Herwigs dessen Hausflagge trug, hatte oft brachliegen müssen.

So waren die Jahre dahingegangen. Und heute wartete man in banger Sorge auf die Rückkunft der „Felizitas“, die zwei Jahre unterwegs gewesen war.

Die beiden Mädchen überbrachten dem Vater die Kunde, daß das Schiff noch nicht in Sicht war.

„Ich konnte es mir denken,“ sagte er ruhig. „Bei dem Wetter hielt es schwer, noch hereinzukommen. Hoffentlich werden sie morgen früh gemeldet. Geschehen ist sicher nichts, sonst hätten wir doch schon Nachricht.“

Trotz dieser zuversichtlichen Worte lastete es wie ein Alp auf der Familie. Sie saßen schweigend in der großen Stube, die in ihrer einfachen Gediegenheit den Glanz früherer Zeiten verkündete.

Die Mutter, eine einfache, kränkliche Frau, blickte endlich von ihrem Buche auf: „Wenn nur nichts passiert ist! Du weißt selbst, wie waghalsig Hans ist.“

Der sechsundzwanzigjährige Sohn fuhr als Steuer-

mann auf der „Felizitas“. Die Mutter trug, wie schon so oft, bange Sorge um ihn.

Der Vater versuchte sich und die Seinen über die schwere Stunde mit scherzenden Worten hinwegzutäuschen: „Sei nur ruhig, Mudding. Wenn der Junge drauf ist, fährt kein Schiff in den Graben.“

Dann war es wieder still im Zimmer.

Es schlug zehn, als die Eltern aufstanden und zur Ruhe gingen. Der Händedruck, den sie den jungen Mädchen gaben, war fester und inniger als sonst. Auch die Mädchen gingen in ihre Kammer, und bald herrschte tiefe Stille in den weiten Räumen des Hauses.

Kein Auge hatte sich wohl schon geschlossen, als gegen Mitternacht die Glocke mit schrillem Klang durch das Haus gellte. Mit klopfendem Herzen eilten die Mädchen in das Wohnzimmer, in dem der Vater schon stand und das Fenster geöffnet hatte.

Ein Telegramm wurde gebracht. Hastig zog sich der Vater an und eilte an die Haustür hinunter. Den wartenden drei Frauen verging die Zeit bis zur Zurückkehr des Vaters unendlich langsam.

Endlich kam er.

Mit schweren, schweren Schritten.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen das Licht angezündet. Langsam, mit eiserner Ruhe, aber mit matter Stimme las er:

„Helgoland, 10 Uhr abends. ‚Felizitas‘ Nordweststurm aufgelaufen. Matrose Kahler tot. Hans schwer verwundet. Steenken, Kapitän.“

Dann war es für Sekunden still in dem Zimmer. Der Vater saß unbeweglich. Nur die Hände bedeckten langsam die Augen.

Auf einmal schluchzte die Mutter laut auf. Die beiden Töchter standen der Mutter bei, streichelten ihr

graues Haar, küßten sie auf die faltigen Wangen und sprachen ihr Trost zu.

Der Vater saß noch immer still da und starrte mit leeren Augen auf das Stück Papier, das mit wenigen Worten eine Welt, seine Welt vernichtete, das mit einem Schlag den Erfolg jahrelangen Fleißes und die Hoffnung auf bessere Zeiten in Stücke schlug. Dann stand er auf und ging mit schleppenden Schritten in das Schlafzimmer.

Schließlich erhob sich auch die gebrochene Frau. In einer plötzlichen Aufwallung umarmte und küßte sie ihre beiden Töchter. Dann wankte sie hinter ihrem Manne her.

Auch Herta und Felizitas begaben sich zur Ruhe. Herta legte sich fröstelnd in das Bett und fing leise an zu schluchzen. Felizitas saß auf dem Bettrand und starrte lange vor sich hin. Doch der Schlaf senkte endlich seine Schatten über die gequälten Mädchenherzen, und mit weichen, mitleidigen Flügeln nahm er sie auf und trug sie in das Land der Vergessenheit.

Herwig und seine Frau konnten in dieser Nacht keine Ruhe mehr finden. Die Mutter weinte und betete. Der Vater saß aufrecht im Bett und stützte seinen Kopf in die Hand.

Schwer, allzu schwer traf ihn dieser Schlag.

Tausendmal legte er sich die Frage vor: Warum? Warum wurde gerade er so gestraft? Er, der nie vom Pfade der Pflicht abgewichen war, der trotzdem Jahr um Jahr in verzweifeltem Kampfe dem Schicksal Stück für Stück seiner mühsam erworbenen Scholle wieder zurückgeben mußte?

Die beiden kamen überein, daß man morgen mit dem ersten Dampfer nach Helgoland fahren müsse.

Wie wilder Schmerz durchzuckte es den Vater, als

er daran dachte, daß morgen Sonntag sein würde, daß lachende, singende Menschen der schönen Insel mit dem gleichen Dampfer zusteuern würden. Die Mutter wollte jedenfalls mit. Sie würde doch hier vor Ungeduld vergehen.

Es mochte fünf Uhr sein, als die beiden Alten sich erhoben, um sich zu der kurzen Fahrt zu rüsten.

Herta und Felizitas waren auch schon auf. Sie waren nicht überrascht, als die Eltern ihnen ihre Absicht mitteilten. Sie hatten erwartet, daß der Vater sofort hinüberfahren werde, und da nun auch die Mutter mitfuhr, baten sie den Vater herzlich, sie doch nicht allein zu lassen. Ohne die Antwort des Vaters abzuwarten, zogen sie sich schnell an, und es dauerte nicht lange, bis die ganze Familie Herwig aufbrach. Es war sieben Uhr, als die vier an Bord des schmucken weißen Dampfers kamen, der zur Abfahrt bereit an der Landungsstelle lag. Sie vermieden miteinander zu sprechen, und peinlich empfanden sie die neugierigen Blicke der vielen geputzten Menschen, die verwundert auf die vier verstörten Gesichter sahen.

Ein letztes Läuten, und die Leinen des Dampfers wurden losgeworfen. Langsam und stoßweise ging der Dampfer von der Kaimauer ab und zog bald in gleichmäßigem Stampfen den Fluß hinunter dem Meere zu. Golden stieg die Sonne auf, und die Heimatstadt lag hinter den Deichen wie in flüssige Glut getaucht.

Still und ernst sah Herwig in das blendende Licht zurück. Er merkte es nicht, daß die Frau ihren Arm in den seinen gelegt hatte und ihn sanft preßte. So standen sie lange, lange auf dem Promenadendeck. Herta und Felizitas hatten sich auf das Oberdeck begeben. Sie sahen in das Meer hinaus, angestrengt

und suchend, als wollten sie die roten Klippen des Eilandes jetzt schon erspähen. Möwen flogen vor dem Schiffe her, und wie sanft wiegende Möwen sahen auch die weißen Wölkchen aus, die im Westen in dem Golde der jungen Morgensonne hingen. Frei und groß lag das Meer, das grausame Meer vor ihnen, das Meer, das schon Millionen Opfer gefordert hatte, Millionen nach harten Kämpfen und schweren Stunden, das auch ihren Bruder jetzt besiegt hatte. War er schon tot? Sie wußten es nicht und mochten den Gedanken auch nicht ausdenken. Die kurzen Worte des Telegramms ließen das Schlimmste ahnen. Aber sie ließen doch auch einen Strahl der Hoffnung leuchten.

Da lag es nun vor ihnen, das fürchterliche, unbarmherzige Meer! Wie mancher lag da auf dem Grunde, der mit hellschimmernden Segeln hinausgezogen war! Das Meer, groß und erhaben, will sich befreien von den Fesseln, die ihm der schwache Mensch auflegt. Und daher erzählt jede Welle von wilden Kämpfen und von traurigen Siegen. Jede Welle, die jetzt wie spielend an den scharfen Bug des Dampfers schlägt, die im jungen Morgenlichte so scheu erglüht, hat sie in der vergangenen Nacht nicht mit gierigem Brüllen vielleicht einen Menschen unter sich begraben, den Sohn einer Mutter, den Bruder bangender Schwestern?

Ein Lied störte die Mädchen aus ihren Träumen auf. Aus vielen Kehlen klang es in die frische Morgenluft hinaus:

„Leise über sanfte Wogen
Zieht ein Schifflein seinen Lauf.
Und am weiten Himmelsbogen
Steigt des Tages Königin auf.“

Eine lustige Gesellschaft sang vom Promenadendeck herunter dieses alte Schifferlied, das von dem Sohn

des Meeres erzählt, der nicht mehr heimkehrt. Und die Seeleute, die in der Nähe der beiden Mädchen das Verdeck reinigten, sangen mit rauhen Kehlen den auf See beliebten Kehrreim dazu:

„Glori, glori, halleluja,
Schön sind die Mädchen auf Batavia!“

Lautes Lachen begleitete die lustige Weise.

Herta und Felizitas gingen schweigend die Treppe hinab, um die Eltern aufzusuchen. Die saßen still auf einer Bank hinter der Kajüte. Schweigend setzten sich die Töchter zu ihnen. So saßen sie lange. Ein schrilles Signal der Dampfpfeife weckte sie endlich aus ihrem schweren Sinnen.

Die Insel kam in Sicht.

Nach vierstündiger Fahrt kamen sie dem Ziele nahe. Herwigs eilten aufs Verdeck. Da lag die Insel vor ihnen — majestätisch schön.

Von der „Felizitas“ war noch nichts zu sehen, die lag ja auch an der nordwestlichen Seite.

Meerumspült ragten die roten Felsen in die frische Morgenluft. Noch eine scharfe Wendung des Dampfers, und er lag auf seinem Ankerplatz. Die Boote der Helgoländer umringten das Schiff. Die Passagiere stiegen unter Lachen und Kreischen in die schwankenden Boote, und unter gleichmäßigen Ruderschlägen flogen diese dem Unterland zu.

Plötzlich bemerkte Herwig ein weißes Boot, das um die Südspitze der Insel bog. Er zeigte, ohne ein Wort zu sprechen, nach der Richtung, und sofort war man sich darüber klar, daß es ein Boot der „Felizitas“ war, das zu dem Dampfer kam, um den Besitzer des gestrandeten Schiffes abzuholen.

Mit Ungeduld erwarteten die vier das kleine Schiff,

das ihnen Kunde und Gewißheit bringen würde. Näher und näher kam es. Sie erkannten jetzt schon deutlich den Kapitän Steenken, der das Boot steuerte.

Jetzt bemerkte auch dieser sie und winkte mit der Hand. Es war kein freudiges Winken, matt und gezwungen waren die Bewegungen des Kapitäns. Das Boot legte an. Es war ein schwerer Augenblick.

„Wie geht es Hans?“

Die Mutter preßte die Frage heraus.

Als Steenken mit der Antwort zögerte, und als deutlich in seinen ernsten Mienen eine traurige Gewißheit zu lesen war, brach die Mutter mit dumpfem Aufschrei zusammen. Man brachte sie behutsam in das Boot.

„Was ist mit ihm?“ stieß der Vater hervor. „Ist er tot?“

„Ja,“ klang es dumpf und gedrückt zurück.

Wie gebrochen sank jetzt auch der Vater auf die Bank des kleinen Bootes nieder. Herta und Felizitas, die sich um die Mutter bemüht hatten, blickten starr und blaß zu dem Vater auf. Ihre Augen waren tränenleer. Sie konnten das alles noch nicht fassen. Wenn ihnen der Bruder auch fremd geworden war, da sie ihn jahrelang nicht gesehen hatten, so fühlten sie doch die ganze Schwere dieses Schlages in einem dumpfen, schmerzhaften Gefühl, das keine Tränen auslöste.

Langsam fuhr das Boot um die schöne Insel, auf der man das bunte, fröhliche Treiben der Badegäste erkennen konnte. Die Ruder senkten sich behutsam und leise in das Wasser, das in der Nähe der Insel eine tiefgrüne Färbung hatte.

Jetzt, als das Boot um die Insel steuerte, wurde man der „Felizitas“ ansichtig. Sie lag zur Seite geneigt im Wasser. Aber immer noch stolz und schön ragte das Schiff aus den Fluten heraus.

Der Kapitän sprach jetzt nach langen Minuten dumpfen Schweigens, es sollte Trost und milder Zuspruch sein: „Das Schiff hat nur wenig Schaden erlitten. Es sitzt gut, und mit dem nächsten Hochwasser werden wir es wohl flott bekommen.“

Den Worten folgte ein langes Schweigen.

Endlich war man beim Schiff.

Die Flagge flatterte halbmast im Winde.

Es hielt schwer, die Mutter, die noch völlig gebrochen war, die steile Schiffstreppe hinaufzubringen.

Der Reeder wurde von den Matrosen mit teilnahmvoller Achtung begrüßt. Es lag wie ein großer Schmerz auf den wetterharten Gesichtern, denn nirgends fühlen die Menschen so deutlich, daß sie Brüder sind, wie auf See. Eine große, uneigennützige Liebe verbindet die Seeleute, und wenn einer den Bruder besiegt hinsinken sieht, wenn er ihn nicht retten kann, so ist es, als sinke ein Stück von ihm selber nach hartem Kampfe dahin.

Die Matrosen geleiteten die Familie in die blankgescheuerte Kajüte, die auf dem Achterdeck lag. Hier war alles so anheimelnd, hier hatten sie in früheren Zeiten in fröhlicher Geselligkeit manche schöne Stunde verlebt. Wenn die „Felizitas“ hinausfuhr, wurde hier der Abschied von der Heimat gefeiert. Die sauber gescheuerten Planken, die mit roten, weichen Läufern belegt waren, die gepolsterten Bänke, die blinkend geputzten Messinglampen, der mit bunten Blumen bemalte Spiegel — hier konnte man sich wohl fühlen. Und dort war das Zimmer, in dem Hans gewohnt hatte. Es lag neben der Kapitänskajüte.

Steenken hielt jetzt nicht länger mehr an sich. Er fühlte, daß die Eltern Rechenschaft forderten von ihm, dem der Sohn als Gehilfe und Stütze beigegeben war.

„Im Kanal hat's ihn über Bord geschlagen!" Stoßweise preßte er diese Worte hervor. „Bei Gott, zweimal haben wir gehalst, bei schwerem Nordwest, vier Stunden lang haben wir die Stelle abgesucht, aber zuletzt nahm der Sturm zu. Die Marssegel platzten und schlitzten auf. Und er war ja auch mit dem Kopf auf die Reling aufgeschlagen, als er aus dem Mast fiel. Der Matrose Kahler sprang auf ihn zu, wie der Sturz erfolgte, aber in demselben Augenblick holte das Schiff über, und eine schwere See spülte den Kahler selbst mit über Bord. Ich stand am Ruder und hab' alles mit angesehen. Es war schrecklich. — Und sie hatten ihn alle so gern! — Wir warfen Bojen aus, aber von beiden war nichts mehr zu sehen."

Seine Worte wurden oft durch das Aufschluchzen der Mutter unterbrochen.

Auch Herwig hatte eine Frage dazwischen geworfen, hastig und unsicher: „Ein Boot konntet ihr bei dem Wetter nicht aussetzen?"

„Es war unmöglich. Der Zimmermann wollte mit sechs Mann in das große Boot. Aber ich untersagte es. Der unsinnige Versuch hätte den sicheren Tod aller bedeutet."

Der Vater ging mit dem Kapitän an Deck. Mit aller Energie kämpfte Herwig seinen Gram nieder. Er ließ sich die Ursache der Strandung erklären, und sein gequältes Herz mag vielleicht den Frieden einer kurzen Spanne gefunden haben, wie er sah, daß sein Hab und Gut noch nicht ganz vernichtet, sein Lebenswerk von der entfesselten Natur noch nicht ganz niedergerissen war.

„Ich weiß nicht, wie es kam. Ich habe mein ganzes Leben lang noch kein Unglück mit meinen Schiffen gehabt." Der Kapitän sagte es hastig und fuhr sich

mit der Hand über die Stirn. „Herr Herwig, glauben Sie mir, ich war vorsichtig wie immer. Wir haben unsere Pflicht getan, alle Mann. Es ist eine Schande, gerade als ob man verflucht sei!"

Herwig, der selber des Trostes bedurfte, hatte noch Kraft, den Kapitän zu trösten. „Seien Sie ruhig, Steenken, das kann dem Besten passieren. — Wie kam es? War Nebel?"

„Ja, aber immer noch sichtig. Wir peilten abends Schouwen Bank-Feuerschiff in drei Seemeilen Abstand. Von hier ab steuerten wir Nordost zu Nord. Um acht Uhr morgens hatten wir auf dem angegebenen Kurs fünfzig Seemeilen zurückgelegt. Dann wurde der Kurs auf Nordost zu Ost geändert. Um zwei Uhr nachmittags hatten wir auf diesem Kurs vierundzwanzig Seemeilen zurückgelegt. Von jetzt ab wurde Ost zu Nord gesteuert, und bis sieben Uhr wurden im ganzen wieder achtundzwanzig Seemeilen gutgemacht. Bis abends zehn Uhr steuerten wir dann Ost. Auf der ganzen Strecke von Schouwen ab hatten wir kein Feuer in Sicht bekommen. Ich war der festen Überzeugung, daß wir auf keinen Fall innerhalb Terschelling und Borkum-Feuerschiff passiert waren, da wir sonst die Feuer hätten sehen müssen. Endlich kam in Ostsüdost ein Feuer in Sicht, das wir für das von Helgoland halten mußten. Ich erkannte aber bald, daß es Helgoland nicht sei, und hielt es nach der Lotung, die auch mit der Karte übereinstimmte, für das Feuer von Norderney. Um drei Uhr morgens bekamen wir ein zweites Feuer in Sicht. Wir sahen jetzt sofort, daß das erste Feuer nicht Norderney gewesen sein konnte, und fanden heraus, daß es das von Amrum gewesen sein mußte. Das zweite Feuer erkannten wir als das von Rote Kliff. Um zehn Uhr vormittags be-

kamen wir einen Strich an Backbord voraus eine rote Boje in Sicht. Ich hielt die Boje zuerst für die Heulboje und legte sofort Ruder hart rechts, aber unmittelbar darauf, nachdem nur anderthalb Strich abgehalten war, saß das Schiff fest. Als das Wetter aufklarte, sah ich den Leuchtturm von Helgoland, der Südsüdwest peilte. Die zuerst gesichtete schwarze Boje befand sich etwa zwei Strich an Backbord, und die Heulboje erblickte ich, als es ganz klar geworden war, etwas vorlicher als dwars an Steuerbord. So verhält sich die Sache."

Während dieser erschöpfenden Erklärung, die der Kapitän mit Bestimmtheit gegeben hatte, waren die beiden Männer in den Laderaum hinabgestiegen. Das Schiff hatte an Steuerbordseite vorne ein vielleicht zwei Meter langes Loch. Der Boden war aufgerissen, verbeult, und ein paar Spanten waren verbogen. Da der Raum, in dem sich die Havarie befand, durch wasserdichte Türen von dem übrigen Schiff getrennt war, konnte die „Felizitas", wenn sie wieder flott kam, die Reise getrost bis zum nächsten Hafen fortsetzen.

Als Herwig alles in Augenschein genommen hatte, konnte er wieder etwas leichter atmen. Er sah, daß das Schicksal ihm noch nicht sein letztes Hab und Gut genommen hatte. Er eilte in die Kajüte zurück, um den Seinen diesen einen Trost zu bringen. Die Mutter achtete aber nicht auf seine Worte. Sie saß zusammengekauert in einer Ecke der langen Bank und weinte leise vor sich hin. Herta und Felizitas standen vor der Kajüte, die Hans bewohnt hatte. Alles, was sein eigen gewesen, war sorgfältig zusammengelegt. Der Schiffsack und ein Koffer standen bereits gepackt, so daß den Angehörigen nichts mehr zu tun blieb. Das ist Seemannsart. Wenn einer dem Meere zum Opfer

fällt, dann sorgen die anderen mit uneigennütziger Liebe und größter Gewissenhaftigkeit, daß seine Habseligkeiten geordnet und als letzter Gruß den Angehörigen überbracht werden. Selbst die wertloseste Kleinigkeit wird aufgehoben. Sie wissen, daß in all diesen Sächelchen liebe Erinnerungen an den Toten für die Hinterbliebenen fortleben, daß jedes Bild, jedes Tuch seine Geschichte hat.

Die Mädchen nahmen die Botschaft des Vaters mit Teilnahme hin. Das war doch ein Hoffnungsstrahl in all dem Leid.

Die Mutter bat die Töchter, an Land zu fahren und den Friedhof der Insel zu besuchen. Sie wollte allein bleiben. Ganz allein. Herwig beauftragte den zweiten Steuermann, die Mädchen an Land zu rudern. Er selbst setzte sich neben die Mutter und nahm ihre Hand in die seine. —

Niels Larsen, der zweite Steuermann der „Felizitas", sollte die beiden Mädchen an Land bringen. Behutsam half er ihnen in das schaukelnde Boot. Langsam ruderte er der Insel zu.

Herta war die erste, die das Schweigen brach. Mit leiser Stimme fragte sie: „Haben Sie das Unglück mit angesehen?"

Larsen nickte. „Ja, ich habe alles mit angesehen, konnte aber nicht helfen. Es war entsetzlich. Er war mir ein so guter Freund. Aber für mich liegt ein großer Trost in seinem Sterben. Er ist einen schönen Tod gestorben. Er sank als Held auf den Meeresboden. Ja, wen die Götter lieben, den rufen sie mitten aus der Pflicht, aus der vollen Arbeit ab. Und denken Sie in all Ihrem Schmerz ruhig darüber nach: Kann es etwas Schöneres geben, als so zu sterben? Ein Mann, noch nicht gebrochen von den Stürmen des Lebens,

in der Größe seiner Kraft, der sinkt doch dahin wie ein Sieger! Und die Zurückbleibenden können ihn beneiden um sein würdiges Ende. — Sie können das jetzt alles vielleicht noch nicht fassen, aber wenn die Zeit die tiefe Wunde verheilt hat, wenn Ruhe in Ihr Herz gezogen ist, dann werden Sie mir recht geben."

Mit großen Augen sahen die Schwestern den Sprecher an, der so warm, so leidenschaftlich geredet hatte.

Er tauchte die Ruder schneller, wuchtiger in die Flut. Das Meer war in der Nähe der Insel von grüner, durchsichtiger Farbe. Auf dem Boden sah man, wie sich Tange und Algen in gleichmäßiger, langsamer Bewegung hin und her wiegten. Unter dem Schatten der steil abfallenden Felsen fuhr das Boot der Landungsstelle zu.

Es ist ein eigenes Stück Land, der Friedhof von Helgoland. Viele einfache Gräber breiten sich vor uns aus. Keine üppigen Blumen überwuchern hier die Stätte des Todes. Ein paar Rosen ranken sich empor. Über den Gräbern geben bescheidene Verse Kunde von dem einfachen, schlichten Sinn derer, die hier ihre Toten begruben, und an der Wand wölben sich schmucklose Hügel ohne Kranz und Blumen. Hier ruhen die, die das Meer getötet und an den Strand geworfen hat. Ein einfaches, umwittertes Holzkreuz nennt uns den Tag, an dem ihr starrer Körper gefunden wurde. Wie mögen sie gekämpft haben mit der gierigen See! Und jetzt liegen sie hier oben, umschlungen von dem Kranz der weißen Rosen, der auch die sturmgepeitschten Wogen krönt und auf ihnen in strengen Winternächten sich zur schönsten Blüte entfaltet. Aus welchem Lande mögen sie ausgezogen sein! Wie viele Tränen sind um sie geweint worden,

um die armen Menschen hier oben, denen die See das Totenlied singt und singen wird, solange die rote Insel aus den grünen Wogen ragt.

In dieser heiligen Ruhe fanden die drei Menschen für kurze Zeit Frieden. Herta und Felizitas hielten sich an den Händen und gingen langsam durch die Gräberreihen. In einiger Entfernung folgte Larsen. Obwohl sich die Mädchen manchmal nach ihm umblickten, schwieg er. Er hatte das Empfinden, daß er durch Worte eine ernste, aufrichtige Andacht stören würde.

Erst als die Mädchen wieder dem kleinen Gittertor zuschritten, schloß er sich ihnen wieder an.

„Es ist ein schönes Stück Land,“ sagte er mit leiser Stimme. „Hier oben ist Ruhe. Und gerade die, die hier liegen, haben sich die Ruhe so schwer erkämpfen müssen. — Kennen Sie die Sage von Helgoland? — Nein? — Hier haben die Götter aus Mitleid den Schiffern mitten im Meere eine Grabstätte errichtet, weil gerade die sturmbewegte Nordsee den Schiffern in der Tiefe keine Ruhe ließ. Ihre kurzen, gefürchteten Wellen wühlten den Grund auf, und die armen Toten kamen nicht zur Ruhe. Aber seit Helgoland sich mitten aus dem Meere erhebt, kommen die toten Schiffer von allen Seiten heran, wenn wilde Novemberstürme das Meer peitschen. Sie kennen doch den Vers, der in der Kajüte der ‚Felizitas‘ hängt:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose —
Es ist das Kreuz von Golgatha,
Heimat für Heimatlose.

Und die finden sie hier oben.“

„Die Heimat für Heimatlose.“ Leise hatte Herta das Wort nachgesprochen. Dann schritten die drei wieder in tiefem Schweigen weiter, dem Unterland zu. Bald kamen sie an der Landungsstelle an, und in kurzer Zeit war man bei der „Felizitas“ angelangt.

Da lag auch schon der Schleppdampfer, der das Schiff abbringen sollte. Er sandte schwarze, dichte Rauchwolken in die Luft. Mit festem Händedruck verabschiedeten sich die beiden Mädchen an Deck von Larsen, den die Pflicht an das Steuer rief, da man sofort mit dem Abschleppen beginnen wollte, und eilten zur Mutter, die mit verweinten Augen aus der Kajüte herauskam, um an Deck die Arbeit zu verfolgen. Schwere Trossen wurden vom Schlepper aus am Heck der „Felizitas“ befestigt.

Als das Wasser den höchsten Stand erreicht hatte, zog der Schlepper langsam an, und über alles Erwarten glatt kam die „Felizitas“ von dem Felsen ab.

Auf dem Eiland hatte sich eine vielhundertköpfige Menge angesammelt, die dem seltenen Vorgang mit großer Spannung folgte. Und als die „Felizitas“ nach einem kurzen Ruck ihren schlanken Bug wieder in die Wellen tauchte, als ein leichtes Stampfen des Schiffes kündete, daß es wieder in seinem Element war, da schrieen und riefen die Neugierigen von der Insel aus, als ob ein fröhlicher Sieg erfochten wäre. Der Wind trug den Klang der Stimmen zu den Menschen hinüber, die auf dem Achterdeck standen und mit fieberhafter Aufregung den Hergang verfolgt hatten. Was hing alles für sie an diesen Minuten!

Der Schlepper verholte jetzt nach dem Bug des Schiffes. Zwei schwere Trossen wurden ausgebracht, und nach kurzer Zeit setzte sich der Schleppzug in Be-

wegung. Die Insel versank mehr und mehr am Horizont. Es wurde schon still auf dem Meere.

Die Mutter war in die Kajüte zurückgegangen. Ein milder Schlaf hatte die arme Frau nach der Schwere des Tages mitleidig umfangen. Der Vater verhandelte mit dem Kapitän im Kartenhaus, während die beiden Mädchen auf dem Achterdeck saßen und still über das Meer blickten.

Es herrschte eine tiefe Ruhe über den Wassern. Ganz vorne hörte man schwach noch das Rauschen und Stampfen des Dampfers.

Es wurde dunkler und dunkler. Hunderte von Schiffen hatten ihre Lichter schon aufgezogen. Wie Leuchtkäfer wogten die Lichter in der Ferne über dem Wasser hin und her.

Wie lange endlose Schnüre erglänzten die Lichterreihen weit, weit draußen. Ganz drüben über der Dunkelheit flimmerten grüne und rote Lichter. Es mußte eine Einfahrt sein.

Weiter glitt das Schiff in die Nacht hinein. Aus dem Nebel lösten sich zitternde Funken. Beim Näherkommen sah man, daß es die Topplaternen kleiner Segler waren, die im Strom vor Anker lagen.

So saßen die Mädchen stundenlang, bis die rauhe Nachtluft sie mahnte, in die Kajüte zu gehen. Da das Schiff erst gegen Morgen im Hafen ankommen würde, legten auch sie sich zur Ruhe.

Der Vater aber saß im Kartenhaus und rechnete und rechnete.

Larsen stand am Ruder und blickte sinnend in die dunkle Nacht.

* * *

Drei Monate waren seit jenem Unglückstage vergangen. Der Schaden an der „Felizitas" war aus-

gebessert, aber die Reparatur hatte so viel Geld gekostet, daß Herwig sogar das kleine Haus, in dem sie so schöne Jahre verlebt hatten, verkaufen mußte. Wie er auch rechnete und sorgte, überlegte und nachdachte, es blieb kein anderer Ausweg. Die guten Freunde, die in Tagen aufsteigenden Glücks den Stern des Herwigschen Hauses gern verfolgt hatten, waren verschwunden. Sie lebten wohl noch, aber als der Stern fiel, zogen sie sich zurück, um nicht getroffen zu werden.

So mußte sich Herwig zu dem letzten, schweren Schritt entschließen. Die „Felizitas" mußte unter allen Umständen gehalten werden. War sie doch seine einzige Hoffnung. Die Zeiten mußten doch auch wieder besser werden. Es gehörte nur noch die Geduld dazu, mit letzten Kräften das Schiff noch einmal hinauszubringen.

Nach wochenlangem Rechnen und Überlegen hatte Herwig den Entschluß gefaßt, mit den Seinen an Bord zu gehen und die Reise in das Land neuer Hoffnungen mitzumachen. Auf seinem Schiffe war er der Herr. Hier war seine Heimat, war sein eigener Grund und Boden. Hier konnte sich die Mutter von ihrem Leiden und von der Schwere der letzten Monate erholen, hier konnte Felizitas sich kräftigen und gesunden. Mit fieberhafter Tätigkeit wurde die bevorstehende Reise vorbereitet, der Vater wollte selbst das Kommando übernehmen, und Larsen sollte als erster Steuermann mitgehen.

Herta und Felizitas sahen mit neuer Hoffnung der neuen Welt entgegen, die sich ihren Blicken auftun sollte, die Mutter willigte nur mit schwerem Herzen und zweifelnd an der Zukunft in den Plan ein.

Mittlerweile hatte das Schiff gute Fracht nach der Westküste von Südamerika bekommen und von dort

nach San Franzisko, dann sollte es nach Australien fahren.

Der Morgen der Abreise brach an.

Die Leute liefen geschäftig an Deck hin und her. Es galt, in letzter Stunde noch manches zu ordnen, noch manches zu rüsten. Kurz nach Mittag war der Schlepper da.

Die Flaggen stiegen am Mast hoch. Eine Anzahl alter Bekannter hatte sich jetzt doch eingefunden, um der scheidenden Familie die letzten Grüße zuzuwinken. Man sprach von abenteuerlichen Plänen und konnte es nicht verstehen, wie Herwig diesen Schritt tun konnte. Nur die wenigen, die tiefer sahen, erkannten, daß sich der ernste Mann, der jetzt am Ruder neben Larsen stand, nur todwunden Herzens von der alten, festen Heimat trennte, daß ihn die unerbittliche Macht des Geschickes trieb, und daß er sich mit allen Fasern seiner Seele an das Schiff, an sein letztes Eigentum klammerte.

Die Trossen wurden losgeworfen.

Ein letzter Scheidegruß hinüber und herüber, und langsam zog der Schleppdampfer an.

Auf dem Achterdeck standen die Mutter und die beiden Mädchen.

Jetzt bog das Schiff aus der Schleuse, und wenige Minuten darauf hatte es das freie Fahrwasser des breiten Stromes erreicht.

Weit hinten, im kühlen Golde der untergehenden Sonne, glänzten die Türme und Giebel der alten Stadt, in der alles, alles zurückblieb. In den Augen der Mutter standen Tränen. Die Töchter hatten ihre Arme um sie geschlungen. Keine sprach.

Als der Vater sich für kurze Zeit freimachen konnte, kam er auf das Achterdeck. Er legte leise seiner Frau den Arm um die Schulter, zog ihren Kopf an seine Brust

und sagte: „Sollst sehen, Mutter, jetzt wird alles wieder gut.“ Dann eilte er wieder auf seinen Platz.

Der Strom wurde breiter und breiter. Es dauerte noch eine Stunde, und die „Felizitas“ konnte in freiem Fahrwasser die Segel setzen. Der Schlepper warf die Trosse los. Er wendete und senkte die rauchgeschwärzte Flagge. Ein letzter Gruß aus rauhen Kehlen hallte von dem kleinen Dampfer herüber.

Die „Felizitas“ glitt unter dem Druck der schwellenden Segel stolz dem offenen Meere zu.

Dem Meere und dem Glück, das alle erträumten und erhofften.

Die Frauen richteten sich an Bord ein. Die beiden Mädchen waren auf dem Achterdeck in einem geräumigen Zimmer an Steuerbordseite untergebracht, das dem der Eltern gegenüberlag.

Die erste Nacht senkte sich nieder. Und der neue Tag kam und verging. Schiffe kamen und gingen, und am nächsten Morgen wurde der Kanal erreicht. Gegen Mittag kam die „Felizitas“ an jene Stelle, an der Hans verunglückt war. Die Schwestern hatten Blumen mitgenommen, die dort in das Meer geworfen werden sollten. Larsen hatte die Stelle genau berechnet, und kurz nach Mittag war man angelangt.

Stumm und traurig standen sie alle auf dem Achterdeck. Weit drüben grüßte die steile, helle Küste herüber. Die Wellen wälzten sich mit weißem Schaum an der Bordwand entlang. Mit tränenleeren, sinnenden Augen blickte die Mutter in das gurgelnde Kielwasser. Dann, als Larsen langsam die Flagge senkte, warf sie eine Fülle weißer Rosen in das Meer. Eine Schar Möwen kam herbei. Die schlanken Tiere schossen auf die Blumen zu, kehrten sich aber gleich wieder davon ab. Nur

eine große, schneeweiße Möwe holte eine Rose aus dem Wasser. In weitem Bogen, die Blume im Schnabel haltend, flog sie auf und entschwand.

Der Wind frischte auf, und die Mutter ging in die Kajüte zurück. Die beiden Mädchen blickten sinnend in die grelle Luft, die über den Wassern lag. Die Sonne stand hoch am Himmel. Sie brach aus einem dunklen Wolkenschleier hervor, der sich wie ein dichtes Gewebe über das Meer gelegt hatte. Wie flammende Lanzen glänzten die Strahlen.

Die Wogen überstürzten sich. Eine Welle schlug über die andere. Es war ein ewiges Haschen und Greifen. Der Wind trieb die grüne, flutende Masse vor sich her, und im Spiel der Wellen brachen sich die goldenen Sonnenstrahlen.

Die beiden Mädchen waren tief ergriffen. Das also war das Meer, das grausame Meer, das ihnen den Bruder genommen hatte! Und diesem Meer hatten sie nun alles, hatten sie ihr Leben anvertraut!

Mit größtem Interesse verfolgten die beiden Mädchen alle Vorgänge an Bord. Die Leute mußten ihnen alles erklären und zeigen. Im regelmäßigen Dienst des Bordlebens, unter einer Fülle von Abwechslungen und Anregungen flossen ihre Tage dahin, und es dauerte nicht lange, so fühlten sie sich an Bord heimisch.

Mit großer Liebe lehrte Larsen sie die Schönheiten des Meeres erkennen. An jedem Morgen fanden sie sich in der Frühe auf dem Deck zusammen. Die salzige, belebende Morgenluft tat ihnen unbeschreiblich wohl. Die Sonne kam siegreich hoch. Sie geht ja auf dem Meere weit schöner auf als über Ländern und Bergen. Die flammende Weite erscheint wie ein zartes Gewebe, wie weiche Spitzen. Tausend Zeichnungen sind auf der Oberfläche zu sehen, Zeichnungen, die sich aus

zartgekräuselten Wellen bilden, weiter und weiter fluten, und zuletzt in gleichmäßig harmonischer Bewegung zu einem Stern zusammenfließen, der von dem nächsten Windhauch dann wieder in Millionen Bilder aufgelöst wird.

Und durch all diese Schönheit und durch das harmonische Zusammenleben dieser Menschen, die auf dem schwachen Boden der „Felizitas“ eine Welt für sich bildeten, schlang sich allmählich ein festes Band inniger Freundschaft um den kleinen Kreis.

Nur die Mutter alterte sichtlich. Es war, als ob alles um sie her mit Hans hinabgezogen sei.

Der Vater war fast immer im Kartenhaus beschäftigt. Er arbeitete ununterbrochen. Er berechnete jetzt den Gewinn der Ladung, und er sah, daß es jahrelang dauern würde, bis der letzte, schwere Schlag überwunden sein würde.

Nach wenigen Wochen segelte die „Felizitas“ im tropischen Meere ihrem Ziele zu.

Larsen fühlte aber immer mehr, daß sein Herz schneller schlug, wenn er neben Herta stand. Der weiche Klang ihrer Stimme, ihre schlanke, mädchenhafte Erscheinung, ihr im Schmerz gereiftes, ruhiges Wesen hatten ihn in den kurzen Wochen tief gefesselt. Und je stärker dieses Gefühl wurde, desto freundlicher war er zu der armen Felizitas.

Herta schickte sie abends immer schon früh in die Kajüte. „Ja, Fee, die Abendluft ist selbst im Süden schädlich für dich,“ sagte sie.

Dann bat Larsen für die Schwester. „Lassen Sie Fee doch noch hier. Die Luft ist milder als irgendwo in der Welt.“ Und dann umfaßte er das Mädchen mit rührender Liebe, so daß es sich wie in einem wohligen Taumel wiegte.

Sie sprachen über dies und jenes, bis die Nacht hereinbrach, und die Sterne des Südens leuchtend über ihnen standen.

Er erklärte ihnen die wunderbaren Sternbilder. Er sagte, die Menschen würden durch ihren milden Schimmer vom Leide genesen. Dieser Schimmer heile die Wunden des Herzens und überstrahle mit flüssigem Golde das Geschick derer, die des Leides voll seien.

Mit einem tiefen Glücksgefühl ging Felizitas dann fort von den beiden. Sie konnte es nach solchen Augenblicken gar nicht fassen, daß sie keine Kraft zum Leben in sich haben sollte. Manchmal, in stillen Stunden, reckte und streckte sie die Arme, und dann fühlte sie ein kraftvolles Regen in ihrer Brust. Wenn sie dann an Larsen und seine liebende Freundlichkeit dachte, hätte sie laut aufschreien können. Die Brust arbeitete und keuchte dann, die schönen Augen nahmen einen eigentümlichen Glanz an.

Herta war sehr glücklich darüber, daß Larsen in den stillen Stunden des Abends mit der Schwester so freundlich und voll rührender Zärtlichkeit war. Und leise fühlte sie, daß sein Bild sich ihrem Herzen fest und fester einprägte. Sie hatte sich jedoch noch niemals Rechenschaft über dies Gefühl abgelegt, war deshalb zu Tode erschrocken, als Larsen eines Abends ihre Hand nahm und sie innig an seine Lippen drückte. Sie war wie ein aufgescheuchtes Reh fortgelaufen.

Am nächsten Morgen vermied sie es, Larsen zu begegnen.

Am Nachmittag suchte Larsen sie auf, als sie und Felizitas in breiten Korbstühlen auf dem Achterdeck saßen. Er schien zerstreut, und auf die Fragen Fees gab er nur unbestimmte Antworten.

Als der Schiffsjunge den Kaffee brachte, setzte sich Larsen, und auf einmal schien es, als ob er von ausgelassener Fröhlichkeit sei, von einer sprudelnden Laune, die man vorher noch niemals bei ihm wahrgenommen hatte.

Fee neckte ihn. „Wenn wir an Land wären, möchte ich fast behaupten, daß Sie das große Los gewonnen hätten.“

„Ja, liebe Fee, ich bin auch auf dem besten Wege, es zu gewinnen. Hoffentlich ist mir der Himmel gnädig. Ich wäre dann der glücklichste Mensch auf der Welt.“

Eine tiefe Röte zog über Hertas Wangen. Sie konnte es nicht fassen, daß Larsen in so lustigem Tone über etwas redete, das all ihr Sinnen und Trachten füllte, das sie hineingerissen hatte in einen Ozean von Gedanken, aus dem sie keine Rettung wußte.

„Sie reden in mir unverständlichen Bildern,“ meinte Fee.

Lächelnd sang Larsen vor sich hin:

„Ich bin wie das Meer, das schweigende Meer,
Es birgt manch Geheimnis in rauschender Flut —
Ich wahr' das Geheimnis so sicher und gut
Wie das Meer, das schweigende Meer.“

Felizitas war plötzlich ernst geworden. Sie saß so still und schweigend da, daß die Schwester besorgt wurde.

„Was fehlt dir, Fee?“ fragte sie.

„Nichts, Herta, nichts. Ich habe nur eben darüber nachgedacht, wie spät es jetzt wohl zu Hause ist. Hier geht die Sonne schon unter, und zu Hause ist es vielleicht gerade Morgen.“

„Stimmt ganz genau, kleine Rechenkünstlerin,“ warf Larsen ein. „Soll ich es Ihnen sagen, wie man das ausrechnet?“

„Um Gottes willen keine mathematischen Formeln! Jetzt nicht, Larsen, mein Kopf könnte sie doch nicht verarbeiten.“

Felizitas war aufgestanden, um ihre Schützlinge am Oberdeck zu besuchen. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, die als Proviant mitgenommenen lebenden Hühner und Enten, die zwei Schafe und das Kalb zu pflegen.

Larsen blieb mit Herta allein.

„Ich muß Sie sprechen, Herta. Ich bitte Sie darum. Ich wollte Sie nicht beleidigen. Seien Sie doch heute abend nach Tisch hier oben auf Steuerbordseite! Ich bitte Sie herzlich darum.“

Herta konnte ihm keine Antwort geben. Tausend Gedanken stürmten auf sie ein, und sie atmete befreit auf, als sie die schweren Schritte des Vaters vernahm, der jetzt die eisenbeschlagene Treppe heraufkam.

„Na, Larsen, was macht der Wind? Ich hab' ein paar Stunden geschlafen — ich war müde.“

„Er ist gut, Kapitän. Wir loggten zuletzt neun Meilen. Jetzt ist es ja wieder stiller geworden, aber ich traue dem Frieden nicht. Es scheint etwas aufzukommen.“

Während des Gesprächs hatte sich Herta entfernt. Sie ging der Schwester nach.

Während des Essens war Larsen wieder so einsilbig und stillernst wie immer. Als man sich nach altem Brauch nach dem Essen die Hand reichte, preßte er mit leisem Druck Hertas schmale Hand, und er sah ihr für einen kurzen Augenblick bittend und innig in die Augen.

Als er fühlte, daß ihre Hand leise bebte, ließ er sie los und ging hinauf an Deck, zu jener Stelle, wo er Herta sehnsüchtig erwartete.

Und sie kam.

Mit gesenktem Haupt kam sie langsam auf ihn zu. Er griff nach ihrer Hand und hielt sie fest.

Die Sonne war im Westen gesunken, es brach ein Abend herein, wie ihn Herta schöner und erhabener noch nicht gesehen hatte. Lange, goldene Wolkenschleier überzogen den blutroten Himmel. Allmählich ging das Rot in satte Purpur- und Karminfarben über. Dazwischen schimmerten noch, wie Hermelin auf einem Königsmantel, reine, weiße Wölkchen, die von einem blauen Kranz umrahmt waren. Im Westen, wo der glühende Feuerball am Horizonte lag, stiegen breite Flächen in Gelb, Grün und Blau zur Himmelsdecke auf. Das Firmament glich einem zarten Gewebe, das in wunderbarem Lila das Meer überspannte.

Die Mastspitzen des Schiffes schienen diesen Schleier zu durchschneiden, so dicht lag die Farbenpracht über den Wassern.

Die beiden jungen Menschen, die oben an Deck saßen, vermochten nicht zu sprechen. Keiner wollte die Stille dieser erhebenden Feier stören.

Als die Nacht jetzt mehr und mehr heraufkam, faßte Larsen die Hand Hertas fester und ging mit ihr an die Reling.

Um das Schiff spielten Fische. Sie leuchteten aus dem Dunkel herauf. Es schien, als seien sie aus zauberhaften Tiefen heraufgekommen, um die Schönheit und die Erhabenheit der unendlichen Natur mit flammenden und leuchtenden Buchstaben zu predigen. Rote, blaue, gelbe und grünleuchtende Kugeln mit schillernden Fäden schossen in dem dunklen, mit wunderbaren Lichtern der Natur erleuchteten Wasser hin und her.

Tiefe Schatten legten sich dann auf das Meer, das leise gegen die Bordwand schlug. Leise, als ob es

müde sei und zur Ruhe gehen wollte. Sangen die Wogen noch am Nachmittag ihr frisches Wanderlied, so klang es jetzt, als ob aus ihrem Rauschen leise, ganz leise ein Wiegenlied heraufhallte.

Und die beiden Menschen, die sich mit pochendem Herzen dort oben gegenüberstanden, sanken sich, umrauscht von Schönheit und Sternenglanz, in die Arme und weihten sich in heiliger Liebe einander für das ganze Leben.

Das Meer raunte sein Amen herauf, und die Sterne blitzten heller und heller.

Felizitas, die auch leise heraufgekommen war, sah die beiden eng umschlungen.

Sie glaubte sterben zu müssen, so unsagbar traurig wurde ihr zumute. Jetzt wurde ihr ganz klar, was sie für Larsen fühlte. Sie wankte zur Reling, um sich zu halten. Sie verkroch sich hinter ein Boot, um nicht gesehen zu werden. Unten rauschten und gurgelten die Wellen. Sie beugte sich über die Reling. Wie das Wasser leuchtete! Ihr schwanden die Sinne. Näher und näher kam der weiße Gischt zu ihr herauf. Heller und heller blitzten die Sterne, die Sterne des Südens, die das Leid von den Schultern der Schwachen und Beladenen nehmen sollten.

Mit Anstrengung aller Kräfte schleppte sie sich die Treppe hinunter in die Kajüte. Dort brach sie zusammen in leisem Weinen.

So fand sie Herta. In überströmendem Glücksgefühl wollte sie die Schwester in die Arme schließen. Bestürzt sah sie jetzt in das blasse Gesicht, in die traurigen, tränenglänzenden Augen.

„Was fehlt dir, arme Fee?“

„Ich bin so müde, Herta.“

„Komm, du bist krank, Liebling, ich bringe dich zu Bett.“

Willig ließ sich Felizitas zur Ruhe bringen. Sie hatte sich schon so weit wiedergefunden, daß sie Hertas Besorgnisse um ihren Zustand zu zerstreuen wußte. Und bald war es still in der kleinen Kajüte.

Felizitas starrte mit großen Augen in die Nacht.

Herta preßte die Hand auf das klopfende Herz. Sie hörte das Rauschen und Schlagen der Wellen. Sie hörte dann im Traum das ewige Lied, das sie sangen.

Oben stand Larsen auf Wache. Ein unsagbares Glücksgefühl hielt seine Sinne gefangen.

Und als er merkte, daß seine Wimpern sich feuchteten, fuhr er lächelnd mit der Hand über die Augen und faßte das Steuerrad mit festerem Griff.

Er wußte, daß er für sein Glück wachte. —

Ein neuer Tag war gekommen.

Der Tag, an dem Kap Horn umschifft werden sollte.

Mittags hatte Larsen mit Herwig gesprochen, offen und ehrlich, und freudig hatte der erfahrene Mann das Geständnis seines Steuermanns hingenommen. Freudig nahm auch die Mutter die Nachricht auf.

Der Nachmittag war übermäßig heiß, und die Seeleute sahen in der schwülen Hitze einen schlechten Vorboten.

Am Nachmittag bot sich ein eigenartiges, seltenes Bild. Herrlich breitete sich die schillernde, schimmernde Fläche des Meeres vor den Blicken. Leuchtend und flammend glänzte das wunderbare tiefe Blau.

Herta stand mit Fee an der Reling, und beide sahen ergriffen in dieses Meer von Farben hinaus.

Felizitas, um deren Schultern Hertas Arm ruhte, war wieder ganz gekräftigt. Sie hatte die Kunde von Hertas Glück mit glänzenden Augen und heißgeröteten Wangen hingenommen. Sie schmiegte sich fest an die

Schwester, als ob sie sich nicht von ihr trennen könnte.

Leise, wie träumend, senkte sich jetzt der Abend nieder, der wunderbare Abend, der den kühlen Nächten vorangeht und der eine schillernde Farbenglut in das Dunkel des Meeres mengt, so daß die Augen geblendet werden und sich leise, leise schließen.

Als Herta die Augen wieder öffnete, war sie allein. Fee war wohl in die Kajüte gegangen, und Larsen kam gerade die Treppe herauf.

Er legte seinen Arm um Herta, und trunken in jungem Glück blickten die beiden zum Horizont, wo leuchtendweiße Wolken wie ein Flug erstarrter Möwen über dem Meer hingen.

„Siehst du die Wolken dort, Niels?“

„Ich sehe sie, Herta.“

„Was bedeuten sie, Niels?“

„Sturm.“

Erschrocken blickte ihn das junge Mädchen an. „Ist das bestimmt wahr, Niels?“

Er küßte sie, leise und innig, als ob er ihr ängstliches Gemüt beruhigen wollte. „Hab' nur keine Angst, Liebling, wir wollen ihn schon empfangen. Siehst du, dort ganz hinten, dort wird es jetzt schon dunkler. Ich will doch lieber mit Vater reden, der kennt solche Zeichen besser.“

Er küßte sie noch einmal, als ob es einen Abschied gälte.

Herta ging in die Kajüte zur Mutter und zu Fee.

Das Schiff stampfte und schnitt unter der frischer wehenden Brise schneller durch die Wogen, deren blaue Farbe schon in schmutziges Grün übergegangen war.

Beim Essen war Larsen nicht zugegen. Er war draußen geblieben. Der Vater war still und ernst.

Ein Matrose kam in die Kajüte, um den Kapitän abzurufen.

Der Sturm war gekommen.

Er wuchs sich zu einem Orkan aus, und vor kleinen Segeln trieb das Schiff wie rasend durch die Wellen, die sich schon in klatschenden Schlagseen über das Deck stürzten.

Die Mädchen mußten bei der Mutter in der Kajüte bleiben. Sie sollten nicht an Deck kommen.

Und doch schlich sich Felizitas ungesehen hinaus. Sie klammerte sich in der Dunkelheit an der Reling fest.

Mit gellendem Geknatter flog über ihrem Haupte ein Segel fort.

Die Matrosen, die an ihr vorbeikamen, hatten Ölzeug und hohe Stiefel an.

Larsen stand mit dem zweiten Steuermann am Ruder.

Schrille Pfiffe und Kommandorufe tönten in das Chaos.

Das Meer peitschte das Schiff mit großen, schweren Schlägen. Ungeheure Wellenberge sah man im Dunkel der Nacht sich heranwälzen, Berge, die das Schiff zu begraben drohten, und die es doch erklomm.

Der Sturm heulte. Es war, als ob tausend wilde Tiere brüllten. Und wenn es für Sekunden still war, dann klang es wie ferner Schall einer großen, majestätischen Kirchenorgel.

Die Mutter betete, und Herta hatte sich zu ihr gesetzt.

Der Vater kam in die Kajüte. Er war ganz durchnäßt. Er brachte den salzigen Geruch des Meeres und den trüben, grauen Dunst des Sturmes mit in die Kajüte.

„Nur keine Angst, Kinder," sagte er. „Es geht

alles gut. Das ist ein Wetter, wie es oft hier aufkommt. Aber. es kam so plötzlich wie noch nie. Wo ist Fee?"

„Sie ist eben hinausgegangen, sie wird wohl sofort zurückkommen," sagte Herta.

„Aber das geht doch nicht, ich will sie gleich wieder hereinschicken."

Er war schon wieder draußen.

Das Schiff hatte schon lange aufgehört, im Takte zu stampfen. Es wurde wild hin und her geworfen.

Dann fuhr es wieder mit plötzlichem Sturz in die Tiefe, und die an Bord waren, hatten das Gefühl, als ob sie im Traum von einem hohen Turme stürzten.

Felizitas klammerte sich fest und fester an die Reling. Sie hörte wohl die Stimme des Vaters durch das Brausen klingen, aber sie kam nicht hervor. Sie wollte nichts mehr sehen und hören in dem rasenden Schäumen.

Ein Dröhnen und Rauschen, ein Gurgeln und Pfeifen dröhnte durch die Luft, durch die ein scharfer, kalter Regen fast wagrecht gepeitscht wurde.

Als Felizitas immer noch nicht zurückkam, ging Herta in den feuchten Gang hinaus.

Durch das Brausen tönte ein vielstimmiger Schrei: „Mann über Bord!"

Entsetzt riß sie die Tür auf. Ein tödlicher Schreck lieh ihr Riesenkraft. Sie kämpfte sich nach der Mitte des Schiffes, wo sie sich festklammerte.

„Niels! Niels!"

Sie schrie es in die blinde Wut des Orkans hinein.

Und er hörte es und kam.

Sie vernahm nur noch, wie verworrene Stimmen den Namen der Schwester riefen, und wie der Vater den Befehl zum Halsen gab.

Dann ward es Nacht um sie.

Larsen schleppte die Bewußtlose in die Kajüte zurück, übergab sie der zu Tode erschrockenen Mutter und stürmte wieder hinaus an Deck.

Herwig kämpfte verzweifelt um sein Kind. Es waren Augenblicke der schrecklichsten Qual.

Aber er konnte nicht helfen.

Er krampfte sich an der Reling hin zum Kartenhaus. Er durfte nicht umsinken. Er mußte aushalten. Und in demselben Augenblicke, als er die Tür zum Kartenhaus aufmachen wollte, tönte ein vielstimmiger Schrei. Ein Schrei, der jeden Nerv beben ließ. Er stürzte vor. Und da sah er vor sich eine hohe, dunkle Wand. Schwarz und drohend ragten die Felsen.

Aber in demselben Augenblicke hatte Larsen das Schiff in den Wind gebracht, und eine tosende, zischende Brandung ging über das Heck. Wohl war die Wendung noch im letzten Augenblick gelungen, aber mit einem Blick überschaute Herwig sofort die schreckliche Lage. Die „Felizitas" war in eine klippenreiche Bucht geraten und rings von dunklen Felsen umgeben, an denen der Gischt des sturmgepeitschten Meeres mit tausend weißen, leuchtenden Zungen leckte.

Augenblicke tödlicher Angst folgten.

Mit zitternden Händen hielt Herwig die Karte, von der er Rettung hoffte. Aber auch sie konnte ihm keinen Ausweg aus diesem Hexenkessel zeigen. Larsen arbeitete mit übermenschlicher Kraft.

Es war umsonst.

Ein Krachen und Splittern, ein Zittern und Beben, ein kurzer, heftiger Stoß, der alles an Deck hinwarf.

Dann folgten Sekunden schrecklicher Ruhe.

Ein zweiter Stoß.

Die Mannschaft raste in ohnmächtiger Angst nach

vorne. Sie wollten es alle selbst sehen, es war, als ob sie es nicht glauben könnten.

Larsen drehte das Steuer. Er riß an den Speichen und schrie mit heiserer Stimme Befehle aus dem Ruderhaus.

Befehle, die nicht mehr befolgt wurden.

Der tobende Orkan und das Schreien der Leute übertönten die Worte des Steuermanns, der zum ersten Male in seinem Leben der Verzweiflung nahe war.

Als er aber sah, daß Herwig leichenblaß an der Reling lehnte, und daß die „Felizitas" sich weit nach Backbord überlegte, kam auf einmal eine wunderbare Ruhe über ihn. Er tastete sich aus dem Ruderhaus, und mit weithin schallender Stimme, aus der Kraft und heiliger Ernst tönten, rief er über Deck: „Die Boote klar! Rettet die Frauen!"

Dann stürmte er nach hinten.

Wie leblos fand er die Mutter und Herta vor. Herta lag mit wirrem Haar und bleichem Gesicht auf der Bank. Die Mutter hatte sich mit Aufbietung der letzten Kräfte zu ihrer Tochter hingeschleppt.

Als Larsen leise ihre welke Hand faßte, die sich in Hertas Kleid festgeklammert hatte, als er ihren Kopf zurückbeugte und ihr mit der Hand über den grauen Scheitel fuhr, da sah er, daß der Tod im Sturm den Rest des schwachen Lebens genommen hatte.

Mit schweren Schritten kamen die Matrosen herein in die Kajüte. Sie hatten alle die eiserne Ruhe im Angesicht des Todes wiedergefunden und wollten an die Rettung der Frauen gehen.

Herwig kam hinter ihnen her.

Als er in Larsens Gesicht sah, wußte er alles.

Mühsam schleppte er sich zu der Toten, und dann wies er die anderen hinaus.

Larsen trug Herta an Deck.

Der Sturm hatte sich gelegt. Es war, als ob er sich ausgetobt habe, nachdem er sein Opfer gefunden.

Die Matrosen hatten das hochliegende Backbordboot zu Wasser gebracht.

Man mußte das Schiff, das mehr und mehr aufbrach, bald verlassen.

Mit fester Stimme gab Larsen jetzt seine Befehle, und die Matrosen arbeiteten wieder, als ob nichts geschehen wäre.

Dann eilte Larsen in die Kajüte zurück.

Herwig saß mit gesenktem Haupte ganz zusammengebrochen in einer Ecke. Auf seinem Schoß lag das Haupt seiner toten Gefährtin.

„Kapitän, es ist Zeit!"

Herwig nickte langsam mit dem Kopf. Dann sagte er mit müder Stimme: „Larsen, das Wetter läßt nach. Wir nehmen sie mit an Land."

Er reckte sich, als sei er neubelebt.

Und dann nahm er die Tote mit festem Griff und trug sie hinaus. Larsen folgte ihm.

Herta, die noch immer ohne Bewußtsein war, hatten die Matrosen im Boot untergebracht und auf Kissen und Säcken weich gebettet.

Auch das Steuerbordboot, das ganz in der Brandung lag, war unter unsäglichen Mühen zu Wasser gelassen und an die Leeseite gebracht worden. Die Boote waren rasch verproviantiert, und nach mehrstündiger, schwerer Arbeit war die gesamte Besatzung mit den notwendigsten Habseligkeiten untergebracht. Larsen führte das Backbordboot. Im anderen saß Herwig am Steuer.

Die Schiffer hatten jetzt die Gewißheit, daß die „Felizitas" auf Bayley-Island gestrandet, und daß

das Schiff vollständig verloren war. Es galt jetzt vor allem, für die Schiffbrüchigen eine ruhige Bucht zur Landung zu entdecken. Nach mehrstündigem Kampfe mit den Wellen fanden sie endlich eine stille, flache Bank.

Und als die ersten Strahlen der Sonne das tiefe Grau teilten, als der Sturm gewichen war und die salzige Morgenluft belebend über dem dampfenden Wasser lag, landeten sie auf einer kleinen, unbewohnten Insel, die nach Süden zu flach in das Meer abfiel.

Und dann kam die Ruhe nach dem Sturm.

Herta war wieder zu sich gekommen, aber ein schwerer Schlaf senkte sich auf sie herab. Larsen wachte bei ihr, und oben auf der Höhe der Insel grub Herwig mit seinen Getreuen ein Grab.

Die strahlende Morgensonne lag über der einsamen Insel. Mit weißer, silberner Klarheit durchschien sie den weiten, weiten Raum.

Herwig sah geblendet in das Meer.

Er war müde, und seine Augen taten ihm weh. Es war, als ob er auf leuchtende Marmorwände blickte. Trotz der Helle konnten seine Augen auf dem Glanz verweilen.

So stand er lange.

Der Zimmermann hatte die Leiche in ein Segeltuch gelegt. Larsen hatte die Flagge der „Felizitas" aus dem Boot geholt. Nun legten die beiden das buntgestreifte Flaggentuch um den toten Körper und senkten ihn langsam in die Gruft.

Mit schweren Schritten ging Herwig zum Strand, wo Herta in Ermattung lag. Leise und behutsam setzte er sich zu ihr nieder. Er nahm ihren Kopf in seinen Schoß und streichelte leise ihr wirres Haar.

Herta regte sich wie im Traum.

Dann war alles wieder still.

Aus den Wolken zog sich ein heller, breiter Streifen auf das Meer hernieder. Ein schwarzer Vogel flog in diese Helle. Und er blieb in ihr. Er flog in dem hellen Streifen steil in die Höhe.

Herwig sah ihm nach, bis er in einer Wolkenwand verschwunden war.

Dann schloß der heimatlose Mann müde die Augen.

* * *

Nach dreitägigem, bangem Warten hatte ein Walfischfahrer die Schiffbrüchigen aufgenommen und nach Port Stanley gebracht. Hier nahm man sich der kleinen Schar in Liebe an und sorgte für sie mit der Uneigennützigkeit der weltfremden Menschen, die die Hast und Gier des Tages noch nicht kennen.

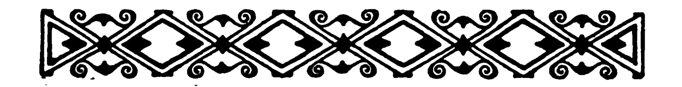
Die Bevölkerung der kleinen Stadt gewann den schwergeprüften Mann und die Seinen lieb. Und als man ihm nach Jahresfrist ein Stück Land anwies, und als man den jungen Larsen zum Sprecher für fremde Schiffe ernannt hatte, da senkte sich Friede in die kampfesmüden Seelen und neue Heimatgefühle schlugen Wurzel. Herta reichte Larsen die Hand für immer.

Nun war doch noch ein spätes Glück gekommen. Herta schenkte Niels den Jungen, und der alte Herwig lebte in dem Blondkopf noch einmal auf. Die Herden und der Schiffshandel hatten bald gute Gewinne gebracht.

Sie sehnten sich nicht zurück in die verlassene Welt.

Als unser Schiff am nächsten Mittag die Anker lichtete, grüßten die drei Menschen mit tränenfeuchten Augen herüber.

Die Sonne stand über ihnen.



Eugenie von Montijo und Napoleon III.

Von Th. Seelmann.

Mit 7 Bildern.

Über das Befinden der Exkaiserin Eugenie, der verwitweten Gemahlin Napoleons III., bringen die Zeitungen beunruhigende Nachrichten. Auch sie, einst die erste Schönheit Frankreichs, muß dem Alter seinen Zoll zahlen. Bis vor einiger Zeit allerdings war die nunmehr bald Vierundachtzigjährige geistig und körperlich noch recht frisch und rüstig. Deshalb hat sie auch in den letzten Jahren wiederholt Gelegenheit genommen, den Schauplatz ihres früheren Glanzes, Paris, zu besuchen.

Ihren ständigen Wohnsitz hat Eugenie, die jetzt den Namen einer Gräfin von Pierrefonds führt, in Farnborough Hill in der englischen Grafschaft Hampshire, wo die Gebeine ihres Gatten und ihres Sohnes, des Prinzen Louis, in der Kirche zu St. Michael ruhen. Unsere Abbildung ist nach einer Photographie angefertigt, die aufgenommen wurde, als sich bei ihrem letzten Besuch in Paris die Exkaiserin in den Straßen erging. Noch immer zeigte damals das Gesicht Eugenies andeutende Spuren ihrer ehemaligen Schönheit. Stolze Freude, aber auch herbes Leid ist dieser Frau in ihrem Leben zuteil geworden, fast wie ein Roman klingt ihr Schicksal, und darum verlohnt



Die Exkaiserin Eugenie auf einer Pariser Straße.

es sich wohl, auf ihren Lebenslauf bis zu dem Tag zurückzublicken, an dem sie an der Seite Napoleons III. den französischen Thron bestieg.

* * *

Eines Tages vergnügte sich im Jahre 1839 ein dreizehnjähriges Mädchen, dessen rotblondes Haar in langen Schläfenlocken herabhing und das der damaligen

Mode gemäß ein kurzes, bauschiges Kleid mit lang hervorstehenden Höschen trug, in einem Palast an der Plaza del Angel in Madrid damit, das Treppengeländer herabzurutschen. Man hatte ihr den Spaziergang verboten, und deshalb suchte sie sich aus Mißmut über das Verbot auf diese etwas knabenhafte Manier die Zeit zu vertreiben. Der Schwung, mit dem sie das Geländer hinabglitt, war aber so groß, daß sie herunterflog und schwer auf dem Boden des Hausflurs aufschlug, wo sie besinnungslos liegen blieb. Die Tür des Hausflurs war geöffnet. In dem Augenblick des Absturzes ging zufällig auf der Straße eine Zigeunerin vorüber. Sie eilte herein und nahm sich der Bewußtlosen an, die denn auch bald die Augen öffnete. Auf den Hilferuf der Zigeunerin erschien eine vornehme Dame, die Mutter des Kindes.

Während sie noch der Alten für den geleisteten Beistand ihren Dank abstattete, blickte diese dem Mädchen, das sich erhoben hatte, in das anmutige Gesicht und sagte dann geheimnisvoll: „Die Señorita ist unter freiem Himmel geboren.“

Überrascht sah die Mutter die Zigeunerin an, denn ihr Ausspruch war wahr, da man an dem Tag, an dem das Mädchen in Granada geboren worden war, wegen eines Erdbebens hatte im Garten kampieren müssen. Dringend bat jetzt die Dame die Alte, ihrem Kinde die Zukunft zu weissagen.

Diese prüfte aufmerksam die Hand des Mädchens, verfolgte mit ihren braunen Fingern die Linien des Handtellers und sagte darauf ernst: „Es geschehen noch Wunder. Sie wird einst eine Herrscherin werden.“

Das Mädchen, dem diese seltsame Prophezeiung zuteil wurde, wurde die spätere französische Kaiserin Eugenie, die Gemahlin Napoleons III.

Eugenie Marie de Guzman wurde am 5. Mai 1826 geboren. Sie war die zweite Tochter des Grafen von Montijo und Teba, Herzogs von Penaranda, Granden



Die Zigeunerin weissagt der kleinen Eugenie die Zukunft.

von Spanien, und der Schottin Marie Manuela Kirkpatrick. Ihr Vater stand eine Zeitlang als Oberst in französischen Diensten und beteiligte sich im Jahre 1814 an der Verteidigung von Paris gegen die Verbündeten. Nach seinem Tode siedelte die Gräfin von

Montijo mit ihren Töchtern Paca und Eugenie nach Madrid über, wo sie mehrere Jahre das Amt einer Oberhofkämmerin bekleidete. Als ihre Töchter herangewachsen waren, unternahm sie große Reisen im Ausland und ließ sich dann dauernd in Paris nieder. Da sich ihre ältere Tochter Paca inzwischen mit dem Herzog von Alba verheiratet hatte, hatte sie nur noch die Hand Eugenies zu vergeben.

Auch dieser waren schon verschiedene Anträge gemacht worden, darunter vom Herzog von Sesto, aber obgleich sie bereits dreiundzwanzig Jahre alt war, hatte sie sich noch nicht zu einer Heirat entschließen können. In der Pariser Gesellschaft, in der Eugenie wegen ihrer Schönheit viel gefeiert wurde, raunte man sich zu, daß sie immer noch auf die Erfüllung der Prophezeiung hoffe, die ihr einst die Zigeunerin gegeben hatte.

Eugenie von Montijo stand damals in der Blüte ihrer Schönheit. Zwar fand man, daß ihre Augen etwas zu nahe aneinander ständen und ihre Stimme ein wenig spröde sei, aber Nase, Mund und Kinn waren von vollendeter Form, das blonde Haar, das in breiten Scheiteln getragen wurde, umrahmte eine edle Stirn, und der königliche Nacken war von blendender Reinheit. Berühmt war die Geschmeidigkeit ihres Ganges. Außerdem war die Komtesse eine vorzügliche Reiterin.

Im Jahre 1849 wurde die Gräfin mit ihrer Tochter bei dem Prinz-Präsidenten Louis Napoleon im Elysée eingeführt. Zwar zeigte sich dieser bei dem ersten Zusammentreffen gegen Eugenie zuvorkommend und liebenswürdig, jedoch verriet er keineswegs ein tieferes Gefühl für sie.

Louis Napoleon, der seit dem 10. Dezember 1848

zum Präsidenten der Republik auf vier Jahre gewählt worden war, trug sich schon damals im geheimen mit der Absicht, die Republik zu stürzen und sich zum



Eugenie von Montijo als Reiterin.

Kaiser ausrufen zu lassen. Durch die Veranstaltung prunkvoller Festlichkeiten, wozu auch die Abhaltung großer Jagden in Fontainebleau und Compiègne gehörte, suchte er sich die Gunst der Pariser Bevöl-

kerung zu gewinnen. Auf einer dieser Jagden in Compiègne war es nun, wo Eugenie von Montijo durch ihre kühnen Reiterkünste zum ersten Male sein ernsteres Interesse erregte.

Die Einladungen zu den Festlichkeiten im Elysée häuften sich jetzt, immer öfter sonderte sich auf ihnen der Prinz-Präsident mit der schönen Spanierin von der übrigen Gesellschaft ab, und bald war seine Annäherung an sie so bekannt, daß, als sie eines Abends in der Oper erschien, sich die alleinige Aufmerksamkeit des Publikums ihr zuwandte, und die Sänger ihren Vortrag unterbrachen.

Die geringsten Vorkommnisse, die sich zwischen ihr und Napoleon abspielten, wurden zum Tagesgespräch der vornehmen Gesellschaft. Eines Tages ging Eugenie mit Napoleon in Compiègne spazieren. Sie bemerkte zufällig ein vierblätteriges Kleeblatt, bückte sich und pflückte es ab. Kurz darauf sandte ihr der Präsident eine kostbare Brosche in Form eines vierblätterigen Kleeblattes. Bei einer Abendgesellschaft im Elysée glitt die Komtesse auf dem Parkett aus. Napoleon war über das Mißgeschick in einem Maße erschreckt, daß es in gar keinem Verhältnis zu dem kleinen Unfall stand.

Das eine war jetzt allen klar, der Präsident liebte die Komtesse, aber niemand dachte im Ernst an eine Heirat.

Inzwischen traf Napoleon im stillen seine Vorbereitungen zum Staatsstreich, durch den er die Nationalversammlung auflösen und seine Wiederwahl zum Präsidenten auf zehn Jahre sichern wollte. Eugenie von Montijo mußte davon Kenntnis erhalten haben, denn er empfing einen Brief, in dem sie ihm ihr gesamtes Vermögen zur Erreichung seines Zieles zur Verfügung stellte.

Da reiste plötzlich Eugenie mit ihrer Mutter aus Paris ab und ging nach Spanien.

Dem Staatsstreich am 2. Dezember 1851 folgte am 7. November 1852 die Volksabstimmung über die Wahl Louis Napoleons zum Kaiser und am 2. Dezember 1852 in St. Cloud die Ausrufung zum Herrscher von Frankreich.

Der neue Kaiser knüpfte alsbald Verhandlungen über seine Verheiratung mit einer Tochter aus einem der regierenden Fürstenhäuser an. Zum Teil waren die darauf abzielenden Anträge bereits abschlägig beschieden, zum Teil aber schwebten die Verhandlungen noch, als Eugenie unerwartet wieder in Paris erschien, und sofort war Napoleon von neuem in ihren Zauberbann geschlagen.

Seine Leidenschaft für sie wuchs offenbar von Tag zu Tag, während Eugenie seinen versteckten Werbungen mit gelassener Zurückhaltung begegnete. Bei einem Zusammensein fragte er sie endlich mit zitternder Stimme: „Gibt es wirklich keinen Weg zu Ihrem Herzen?“

„Doch,“ war die Antwort, „den am Altar vorbei.“

In den eingeweihten Kreisen erkannte man nunmehr, daß der Kaiser eine eheliche Verbindung mit Eugenie von Montijo in Erwägung ziehe. Jetzt begann ein allseitiger Sturm, um ihn von dieser Absicht abzubringen. Der Herzog von Persigny, der eifrige Helfer Napoleons bei der Wiederherstellung des Kaiserreiches und sein intimer Freund, folgte ihm eines Abends in sein Arbeitszimmer und erklärte den Plan, Eugenie heiraten zu wollen, für eine Narretei und Wahnsinn. Er häufte Beweise auf Beweise, die die Widersinnigkeit dieses Schrittes dartun sollten, aber Napoleon blieb allen Einwendungen gegenüber

stumm, so daß ihn endlich Persigny mit den grollenden Worten verließ: „Wenn du so enden wolltest, dann brauchtest du überhaupt nicht den Staatsstreich zu unternehmen!“

In derselben Richtung machte der Herzog von Morny, Napoleons Halbbruder und ebenfalls sein erprobter Mitstreiter bei der Erringung des Kaiserthrones, seinen Einfluß geltend. Er führte ihm vor, welcher Nutzen ihm aus einer Verbindung mit einer Prinzessin aus einem regierenden Hause entstehen, wie sehr dadurch seine Stellung in Frankreich und vor Europa gefestigt, wie sehr aber die ganze Welt überrascht werden würde, wenn er eine namenlose Fremde heirate. Allein auch diese Vorstellungen hatten keinen Erfolg. Ebenso prallten Klatschereien, in denen man Eugenie zu verdächtigen suchte, wirkungslos an dem Kaiser ab.

In Compiègne, wo sich die ersten näheren Beziehungen zwischen Napoleon und Eugenie angesponnen hatten, schloß sich alsdann auch der Ring um beide fester. Nach einer Jagd ging der Kaiser mit Eugenie in einer Allee spazieren, als er plötzlich eine Efeuranke abpflückte, sie zu einem Kranz zusammenschlang und diesen auf Eugenies Hut drückte. Ein beglückendes Lächeln war der Dank der Komtesse für diese Ehrung, deren Zeuge das unweit davon stehende Gefolge war.

Einige Wochen darauf zeichnete der Kaiser Eugenie noch offensichtlicher aus. Bei einem Festmahl in den Tuilerien überreichte er ihr ein Sträußchen Veilchen, die napoleonische Lieblingsblume.

Jetzt schlug die Stimmung am kaiserlichen Hofe zugunsten der Auserkorenen um. Man erinnerte sich mit einem Male, daß Eugenie von Montijo die Tochter

eines Herzogs von Penaranda sei, daß dieser für die Ehre Frankreichs gefochten habe, und erzählte sich, daß sein Degen als Reliquie im Museum von Madrid aufbewahrt werde.



Der Kaiser drückt Eugenie einen Efeukranz auf den Hut.

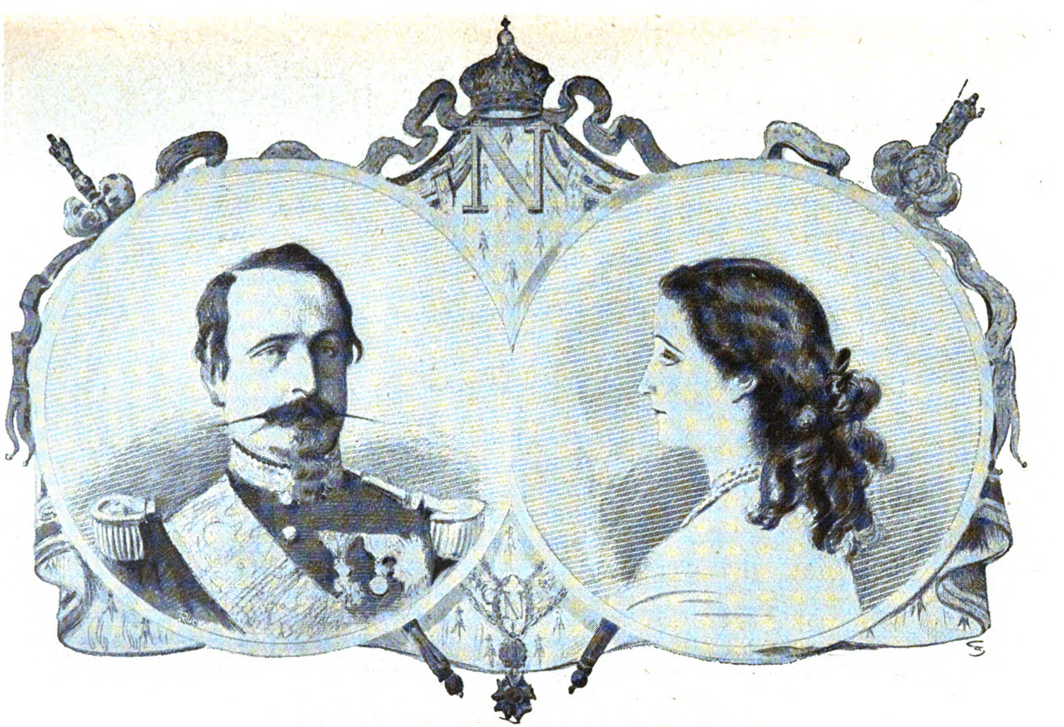
Auf einem Ball der Prinzessin Mathilde wurde endlich die Verlobung veröffentlicht. Der Kaiser bestimmte, daß seine Braut nach dem Elysée übersiedele, und gab ihr zu Gesellschafterinnen die Fürstin von Eßlingen

und die Herzogin von Bassano. Dem französischen Volke wurde die Verlobung durch eine Bekanntmachung mitgeteilt. In derselben hieß es unter an-



Vorstellung der Kaiserin im Theatersaal.

derem: „Ich habe eine Dame, die ich liebe und achte, einer Unbekannten vorgezogen, aus deren Verbindung vielleicht Vorteile, aber ebenso gut Opfer für das Volk hätten entstehen können.“ In der Proklamation wurde dann noch auf die „gute und anspruchslose“



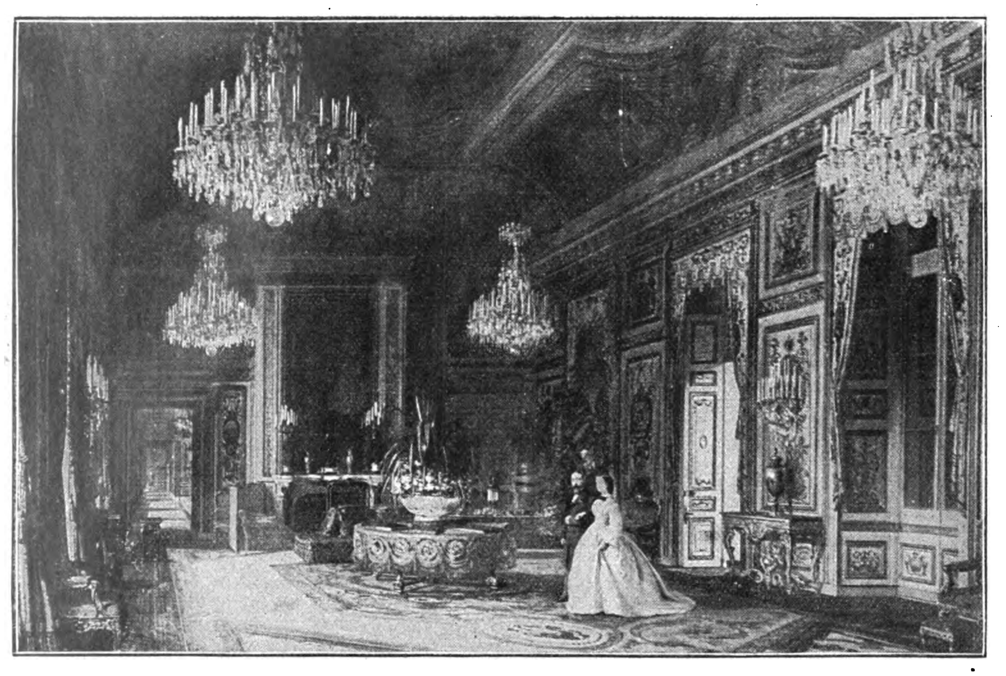
Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugenie.

Kaiserin Josephine, die erste Gemahlin Napoleons I., hingewiesen und die Hoffnung ausgesprochen, daß ihre Vorzüge in der neuen Kaiserin aufleben würden.

Die Bekanntgabe der Verlobung wurde keineswegs mit einstimmigem Beifall aufgenommen. Vielmehr wurden allenthalben in Paris Spötteleien und höhnische Bemerkungen laut. Aber die Polizei ging gegen die Übeltäter mit voller Schärfe vor. So wurde beispielsweise ein junger Lebemann festgenommen, der nur die Äußerung getan hatte, daß er mit der, die jetzt seine Kaiserin werden sollte, auf einem Ball in dem Badeort Spa getanzt habe.

Die Ziviltrauung des Kaisers und Eugenies fand am 29. Januar 1853 um neun Uhr abends im Marschallsaal in den Tuilerien statt. Der Herzog von Cambacérès begleitete die Braut nach dem Palais, wo sie von der Prinzessin Mathilde, dem Oberkämmerer und dem Oberstallmeister empfangen und im Familiensalon vom Kaiser in Gegenwart seines Onkels Jérôme, des früheren Königs von Westfalen, der Minister, Marschälle, Admiräle, Kardinäle und hohen Würdenträger begrüßt wurde.

Die Braut hatte fünf Trauzeugen, den spanischen Gesandten in Paris, den Marquis von Valdegamas, den Marquis von Bedmar, den Herzog von Ossuna und zwei ihrer Verwandten, nämlich den Grafen von Galve und den General Toledo. Sie trug ein Kleid von Alençonspitzen auf weißem Atlas. Ihr Gürtel blitzte von den Diamanten der Kaiserin Marie-Luise, der zweiten Gemahlin Napoleons I., und ein Halsband im Wert von sechs Millionen Franken, das ihr die Stadt Paris dargebracht hatte, warf sein Feuer um ihren Nacken. Der Kaiser hatte die Summe der Stadt zurückerstattet, damit sie zu Wohltätigkeits-



Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie im Apollosaal der Tuilerien.

zwecken verwendet würde. Nach der Unterzeichnung der Trauungsakte wurde ein Konzert im Theatersaal gegeben, bei dem der Kaiser seine Gemahlin den geladenen Gästen vorstellte.

Tags darauf wurde die Einsegnung in der Notre-Dame-Kirche vollzogen, die pomphaft ausgeschmückt war. Bevor der Kaiser und die Kaiserin die Hochzeitskarosse bestiegen, die schon Napoleon I. und Marie-Luise gedient hatte, zeigten sie sich auf dem Balkon in den Tuilerien den vorbeimarschierenden Truppen, die sie lebhaft begrüßten.

Das Brautkleid der Kaiserin war mit Diamanten besät. Die Krone, die sie trug, war diejenige Marie-Luises. Es fiel auf, daß sie beim Betreten der Kirche das Kreuz nach spanischer Weise schlug, indem sie den Daumen an die Lippen drückte. Sie benahm sich mit gemessener Würde.

Während Paris Feste feierte, wurde nach dem Festmahl in den Tuilerien Cercle abgehalten, woran sich ein Konzert mit Vorträgen von Mitgliedern der Großen Oper schloß.

Am nächsten Tage reiste das kaiserliche Paar mit einem kleinen Gefolge nach Schloß Villeneuve-l'Etang. Es verbrachte hier einige Tage in glücklicher Einsamkeit. Der Abglanz dieses Glückes lag deutlich auf dem Gesicht des Kaisers.

Dann kehrte man nach Paris in die Tuilerien zurück. Die alte Zigeunerin hatte mit ihrer Prophezeiung recht behalten. Es war ein Wunder geschehen: Eugenie von Montijo war die Herrscherin Frankreichs.



Die männliche und die weibliche Bestie.

Novellette von Lenore Pany.

(Nachdruck verboten.)

Karla Bayer befand sich in jenem Zustand verzückter Selbstanbetung, in welchem das Bewußtsein einer großen Tat den jederzeit zur Eitelkeit aufgelegten Menschen versetzt. Seit einer Woche ungefähr lag ihr Erstlingswerk im Schaufenster einer der angesehensten Buchhandlungen Wiens. Grellrot gebunden, mit einer Titelblattzeichnung, welche geeignet war, auch in dem mutigsten Gemüt ein gelindes Gruseln zu erwecken, wies es allen, deren Blicke nach dem Schaufenster irrten, seine vielversprechende Überschrift vor: „Die männliche Bestie“.

Ein starkes Buch war es, stark genug für die zarte Frauenhand, welche es geschrieben, obwohl der Inhalt sich durchaus in den Grenzen der Schicklichkeit bewegte. Aber dieser Haß, welcher einem aus dem Buch entgegenglühte, diese Verachtung für die bevorzugten Geschöpfe der Welt, denen ihre Privilegien nur dazu dienten, um dem weiblichen Geschlechte Schaden zuzufügen! Eine brennende Fackel war dieses Buch von Anfang bis zu Ende. Karla hatte selbst das Titelblatt entworfen: ein phantastisches Tier mit einem riesigen kohlschwarzen Rachen, den es weit aufriß. Das war die Bestie, welche unersättlich, wie sie war, alles verschlang. Der Erfolg konnte unmöglich ausbleiben.

Als Karla heute nach der Buchhandlung wanderte, um Nachfrage nach dem Absatz zu halten, berichtete ihr der Verkäufer schmunzelnd, daß binnen einer Woche über fünfzig Stück verkauft worden wären. Das Buch würde seinen Weg machen.

„Übrigens," fügte er mit bedeutsamem Lächeln hinzu, „muß ich Ihnen mitteilen, daß man bereits die Waffen rüstet im feindlichen Lager. Ein Herr kam neulich zu uns, schimpfte wütend über das Buch und zeigte gleichzeitig an, daß er mit allem Eifer an einem Gegenstück, ‚Die weibliche Bestie' betitelt, arbeite."

Karlas Augen funkelten vor Vergnügen. „Das ist ja prächtig! Ein besserer Beweis für die Wirksamkeit meiner Arbeit könnte mir gar nicht werden. Ha, ha! Also dieser Herr, welcher sich über meine Studie so entrüstete, schreibt nun ein Gegenstück? Ein alter Herr wahrscheinlich, der es nicht verwinden kann, daß man ihm vor seinem Eintritt ins Himmelreich noch allerlei Wahrheiten an den Kopf wirft."

„Im Gegenteil, Fräulein. Ein ganz junger Mann war's, so zwischen dreißig und fünfunddreißig."

„Also das Alter, in welchem die Bestie sich in der höchsten Blüte befindet. Der Herr scheint sich stark getroffen zu fühlen."

„Ach, wenn Sie wüßten, wie der Herr mich gequält hat, Ihr Pseudonym zu lüften. Er hat es sich nämlich in den Kopf gesetzt, diese Dagmar Velten aufzuspüren. Na, Sie können ruhig sein. Von uns erfährt er nichts."

„Dann bin ich sicher. Außer Ihrem Verlag kennt ja niemand den richtigen Namen der Verfasserin."

Ganz glücklich über den offenkundigen Erfolg eilte Karla heim. Das hätte sie sich gar nicht träumen lassen,

daß der erste Versuch, den sie wagte, so schöne Früchte tragen würde. Nun war sie aufs höchste gespannt, zu erfahren, was ihr unbekannter Feind aus seinem giftigen Köcher für Pfeile gegen sie schleudern würde. Ob er genau so rücksichtslos vorging wie sie selbst? Etwas Galanterie würde ihm ja doch wohl eigen sein, das gehörte mit zur „Bestie“.

Einige Tage später begab Karla sich wieder nach der Buchhandlung. Vor dem Schaufenster stutzte sie. Richtig, da lag es schon, dicht neben dem ihrigen, in ebenso grellem Blau als das andere in Rot. Das Titelblatt stellte eine schnurrende Katze vor: die weibliche Bestie. Eine Menge Menschen standen gleich ihr davor, betrachteten die angekündigten Neuigkeiten und lachten über die „Zwillinge“, welche in Blau und Rot so friedlich nebeneinanderlagen.

Karla trat in das Geschäft und kaufte einen Band.

„Noch ganz frisch,“ lächelte der Buchhändler. „Heute früh haben wir's ausgelegt, und jetzt sind schon zwanzig Stück fort.“

„Und mein Buch?“

„O, das fliegt nur so. Von nun an werden die beiden Bücher wohl meist zusammen gekauft werden. Ich wenigstens empfehle es jedem der Vollständigkeit halber an.“

Als Karla wieder auf die Straße trat, war der Platz vor dem Schaufenster leer bis auf einen einzigen Herrn. Sie blieb nochmals davor stehen und liebkoste mit dem Blick ihr Musenkind, welches sich als so brav erwies.

Aber auch der Herr schien großes Interesse an dem Inhalt des Schaufensters zu nehmen. Als jetzt ein Kunde in den Laden trat, beugte er sich weit vor, um in das Innere des Ladens sehen zu können, und ein

lachendes „Aha!“ entfloh ihm, während er zusah, wie der Verkäufer einen der grellblauen Bände herunterlangte.

Karla schaute ihn forschend von der Seite an. „Pardon,“ sagte sie dann, „Sie haben Ihren Stock auf mein Kleid gestellt.“

Er fuhr herum. „Bitte vielmals um Entschuldigung. Ich war so vertieft in die Betrachtung dieser Kunstschätze, daß ich es gar nicht merkte. Aber wie ich sehe, haben Fräulein ja auch das famose Buch gekauft.“

Sie warf den Kopf zurück. „Ob es famos ist, wird sich erst zeigen. Ich erwarte sehr wenig davon.“

„Warum kauften Sie es dann?“

„Warum? O nur weil — weil es ein Gegenstück sein soll zu dem dort. Haben Sie ‚Die männliche Bestie‘ gelesen?“

„Leider. Mir ist die Galle übergeflossen dabei. Wie kann man nur so etwas zusammenschreiben!“

„Mein Herr —“

„Da hat so ein hysterisches Frauenzimmer eine müßige Stunde gehabt, und weil der Mann, auf den sie bewußt oder unbewußt wartet, diese Stunde nicht benützte, um seine Aufwartung zu machen, setzt sie sich hin und verflucht das ganze Geschlecht. Wirklichen Spaß hat mir eigentlich nur das Titelblatt gemacht. Das muß ein ganz verrückter Kerl gewesen sein, dieser Zeichner.“

„Dieser verrückte Kerl — bin ich!“ Sie hatte sich nicht mehr halten können. Nun war's heraus.

„Was — Sie?“ Dem Herrn blieb einen Moment vor Staunen der Mund offen. „Da sind Sie wohl befreundet mit der Verfasserin?“

„Mehr als das, ich — ach was, hören Sie es nur: ich selbst bin die Verfasserin!“

Der Herr fuhr erschrocken zurück. „Alle Wetter — na, das hab' ich gut gemacht!" Dann brach er in helles Lachen aus. „Übrigens trifft es sich ja herrlich, denn —"

Karlas Augen schossen Blitze. „Was trifft sich herrlich?" fragte sie zornbebend.

„Nun diese Begegnung. Gestatten Sie, daß auch ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin nämlich der Verfasser —"

„Der blauen Bestie da?"

Er nickte sehr vergnügt. „Ein wunderbares Zusammentreffen — nicht wahr?"

„Das kann ich nicht finden." Sie rang noch immer nach Luft. „Es war sehr unvorsichtig von mir, mich zu verraten. Aber Sie reizten mich. Und daran, daß gerade Sie es sein mußten, dachte ich wirklich nicht."

„Geschehen ist geschehen. Es wirkt immer etwas verblüffend, wenn zwei geschworene Feinde sich unvermutet Aug' in Aug' gegenüberstehen. Doch das schadet weiter nichts. Mein Interesse an Ihrem Buch ist jetzt doppelt angefacht, und ich lechze förmlich nach einer längeren Aussprache mit der Autorin. Werden Sie mir dieselbe verweigern, wenn ich Sie recht schön darum bitte?"

„Ich bin nicht zimperlich."

„So gehen wir vielleicht in jene Konditorei hinüber?"

Sie blitzte ihn wütend an. „Ich bin bereits über sechzehn Jahre, Herr Wahrmut, und pflege meine Konversation nicht mit Schlagsahne zu würzen."

„Behaupte ich auch gar nicht. Ihr Geist aber ist jedenfalls Ihren Jahren weit vorausgeeilt."

Sollte das eine Schmeichelei sein? Mit hastigen Schritten steuerte Karla auf ein Café zu.

„So, hier ist's gemütlicher zum Streiten," meinte

sie, indem sie sich mit Behagen an einem der Marmortischchen niederließ. — „Kellner, eine Tasse Tee und viel Rum. — So, nun kann's losgehen."

In dem hellen Licht der elektrischen Lampen saßen sie sich gegenüber, eines das andere scharf betrachtend, wie um die schwache Seite des Feindes auszukundschaften. Eine erregte Röte lag auf Karlas Wangen und ließ sie jünger erscheinen, als sie war.

„Fünfundzwanzig," sagte sie, die stumme Frage in dem Blick ihres Genossen richtig taxierend. „Ich habe mich älter gemacht durch das Buch — ich weiß es."

Er lächelte sie mit seinen hübschen braunen Augen harmlos an. „Für mich ist die Enttäuschung nur eine angenehme. Darf ich Sie jetzt fragen, wie Sie auf die Idee gekommen sind, ein so furchtbares Buch zu schreiben?"

„Ich habe Haß gesogen, der mir die Feder in die Hand zwang."

„Haß gesogen ist gut. Das klingt ja, als ob Sie mir erzählten, Sie hätten Karlsbader Sprudel getrunken."

„Haß ist auch ein Heilquell. Er ist der beste Schutz gegen die männliche Bestie."

„Ja, aber wo in aller Welt haben Sie sich denn diesen Haß geholt?"

„Auf die einfachste Art. Ich habe alle meine verheirateten Freundinnen besucht, und jede wußte so viel Übles von ihrem Manne zu erzählen, daß mich der lebhafte Wunsch ergriff, diesen ‚Herren der Schöpfung' einmal ordentlich die Leviten zu lesen. In jedem Mann ist eine Bestie. Können Sie es leugnen?"

„Ich leugne es nicht. Aber diese Bestie, meine ich, läßt sich zähmen."

„Sie läßt sich nicht zähmen."

„Haben Sie es denn schon versucht?“

Klara warf den Teelöffel klirrend auf die Tasse. „Wenn Sie sich vielleicht lustig machen wollen über mich, Herr Wahrmut —“

„Bewahre. Himmel, wie böse Sie gleich sein können! Es entfuhr mir wirklich nur so ohne jede boshafte Absicht.“

„Ich will es hoffen. Der Erfolg meines Buches wenigstens läßt sich nicht abstreiten. Die ‚männlichen Bestien‘ gehen noch immer reißend ab.“

Er lächelte sarkastisch. „Ich freue mich, daß Sie das anerkennen.“

„O bitte, so war es nicht gemeint. Sie rechnen natürlich damit, mich mit Ihrem Buch zu übertrumpfen?“

„Ich rechne nicht damit, aber möglich ist es schon. Mein Buch hat den Vorteil, daß es vielleicht doch einige Unbesonnene verhindert, sich in das Ehejoch zu stürzen, während Ihr Buch gerade das Gegenteil erzielen dürfte.“

„Wieso?“

Wahrmut besah mit großer Aufmerksamkeit das Stück Zucker auf seinem Löffel, ehe er es in die Mokkaschale versenkte. „Frauen müssen immer etwas zu erziehen und zu verbessern haben. Je schwärzer nun die Bestie im Manne ist, mit desto größerem Behagen tauchen sie sie unter im Spülfaß ihrer idealen Bestrebungen. Die Frauen wollen gar keinen vollkommenen Mann, denn nichts ist ihnen unangenehmer als einer, an dem nichts zu putzen und zu scheuern ist, ein sogenannter Mustermann. Na, die Sorte haben Sie in Ihrem Buch gründlich ausgerottet.“

Karla blickte ihn starr an. „Und deshalb meinen Sie —“

„Deshalb meine ich, daß die vielgeschmähten Män-

ner, an denen Sie nicht ein gutes Haar gelassen haben, im Kurse bedeutend steigen werden."

„Unsinn!"

Er zuckte die Schultern. „Es ist nur eine Vermutung von mir. Das Weißwaschen eines Teufels war von jeher das besondere Vergnügen der Frau, ob dies nun mit der Bürste oder mit allerliebsten Schmeichelworten geschieht."

„Wenn meine Freundinnen es so reizvoll fänden, hätten sie sich gewiß nicht bei mir darüber beklagt."

Er lachte. „Verheiratete darf man nicht fragen. Die jammern alle, wenn auch oft mit Unrecht. Die Bestie freilich, die ist da. Beim Mann plump wie ein Elefant, bei der Frau samtweich mit den entzückendsten Katzenpfötchen. Ihnen zum Beispiel schaut sie jetzt ganz deutlich aus den Augen. Sie möchten mich am liebsten zerfleischen."

„So ungefähr." Ganz erschöpft lehnte sie sich zurück. „Eigentlich ist es lächerlich, sich aufzuregen."

„Ohne Zweifel. Ich wundere mich bloß, daß Sie bei so viel Kühnheit es vorzogen, sich hinter ein Pseudonym zu verschanzen, anstatt sich offen als Autor zu bekennen."

„Das hat seine Gründe. Ich bin Lehrerin und habe Rücksichten zu nehmen auf meinen Stand. Man darf da nicht immer alles laut sagen, was man denkt."

„Einer Persönlichkeit, wie Sie sind, muß dies doppelt hart sein."

„Ziemlich. Ich bin leider kein Buch mit sieben Siegeln, wo es sich um meine Meinung handelt."

„Das merke ich. Nichtsdestoweniger sehe ich es Ihren Augen an, daß Sie auch sehr sanft sein können — sanft und gut."

Ärgerlich schob sie die Tasse von sich. „Was Sie

alles aus meinen Augen herauslesen! Erst sehen Sie die Bestie darin, und jetzt wollen Sie gar etwas Sanftes entdeckt haben. Ich will ja gar nicht sanft sein."

„Bitte, tun Sie wie zu Hause. Manchmal passiert es einem aber doch, daß man auch gegen seinen Willen etwas tut. Wenn man zum Beispiel jemand freundlich angelächelt hat, den man im Innersten verwünscht. Es sind dies kleine Zerstreutheiten der bewußten Bestie."

Mit einem sonderbaren Gefühl blickte Karla ihn an. „Ich glaube, wir können gehen," sagte sie, ihre Börse ziehend. „Ausgesprochen haben wir uns ja."

„Für heute wenigstens."

„Für immer."

„Dagegen protestiere ich. Sie haben ja" — er deutete nach dem Buch neben ihr — „mein Werk noch gar nicht gelesen, und ich brenne vor Begierde, Ihr Urteil darüber zu hören. Also müssen Sie mir Gelegenheit zu einem Wiedersehen geben."

„Ich muß absolut nicht. Aber damit Sie sehen, daß ich mich gar nicht fürchte vor dem Inhalt Ihres Buches, komme ich. Übermorgen um dieselbe Zeit hier im Café. Paßt Ihnen das?"

„Vortrefflich." —

In Nachdenken versunken trat Karla den Heimweg an. Das war ein aufregender Nachmittag gewesen. Aber unterhalten hatte sie sich famos. Mit einem Menschen, der sich selbst als Feind bezeichnet, läßt sich eben doch viel besser reden als mit solchen, die immer auf ein freundliches Wort, auf ein liebenswürdiges Lächeln warten. Gegen den da brauchte sie nicht liebenswürdig zu sein, nein, schon gar nicht. Die Sache machte ihr, je länger sie darüber nachdachte, um so größeren Spaß.

Als sie auf dem Spirituskocher ihren Tee bereitet

und ihr Abendessen verzehrt hatte, nahm sie das blaue Buch vor und begann zu lesen. Anfangs lachte sie ein paarmal spöttisch auf, dann wurden ihre Züge immer ernster, ihr ganzes Wesen drückte das Interesse aus, welches das feindliche Buch ihr abforderte. Sogar eine Träne sickerte aus ihren Augen, während sie die letzten Zeilen las.

Das war schön gesagt, schön und einfach zugleich.

Sie klappte das Buch zu und blickte sinnend vor sich hin. Dieser Wahrmut war ihr über, das ließ sich nicht leugnen. Das Buch hatte nichts von der Härte ihrer eigenen Brandschrift an sich, der Humor vertrat hier die Bitterkeit, die klarschauende Vernunft die überschäumende Phantasie, und der Schluß brachte eine mit ein paar genialen Strichen hingeworfene Skizze echter Weiblichkeit.

Zu dumm! Um sich rühren zu lassen, hatte sie es doch wahrlich nicht gelesen. Vielleicht lag dies auch gar nicht an dem Buch, sondern an der Stimmung. Lampenlicht und Teekesselgesumm begünstigen die Melancholie, wenn man so allein ist. Hätte sie es beim nüchternen Tageslicht gelesen, wäre der Eindruck gewiß ein ganz anderer gewesen. Aber es hatte ihr mächtig imponiert, ob sie es so oder so betrachtete.

Und das sollte sie ihm eingestehen, ihm, der ihr Werk verlacht und sie für ein hysterisches Frauenzimmer gehalten hatte? Nimmermehr. Sie würde um keinen Preis in das Café kommen.

Ja aber — sah das nicht aus wie Flucht? Ein beredtes Geständnis ihrer Niederlage?

Ihr Gesicht wurde abwechselnd blaß und rot. Dieser Mensch peinigte sie geradezu.

Nein, nun würde sie dennoch hingehen und ihn

gerade durch das überraschen, was er sicher am wenigsten erwartete: ein unparteiisches Urteil.

* * *

Zur festgesetzten Stunde begab sich Karla nach dem Café. Wahrmut war schon da. Er saß an demselben Tischchen, welches sie neulich innegehabt, den Rücken der Tür zuwendend, so daß sie seinen kühngeschnittenen Kopf betrachten konnte, ohne daß er es bemerkte.

Eben sah er wie in wachsender Ungeduld auf die Uhr.

Karla blieb einen Moment unschlüssig stehen. Das Herz begann ihr plötzlich schneller zu schlagen.

Da wandte er das Gesicht. „Endlich!" Mit lebhafter Freude trat er auf sie zu und nahm ihr den Mantel ab. „Warum so zögernd? Reut es Sie, daß Sie Wort gehalten haben?"

Sie schüttelte den Kopf. Der Kellner brachte Tee und einige Zeitungen, und wie vorgestern saßen sie einander gegenüber und sahen sich an mit seltsam prüfenden Blicken.

Wahrmut beugte sich vor. „Nun, wie hat Ihnen mein Buch gefallen?"

Es gab ihr einen Ruck. „Aufrichtig gesagt, ich hatte im stillen gehofft, daß Sie bescheiden genug wären, zu warten, ob ich von selbst davon anfinge."

Er lachte. „Dann haben Sie mich weit überschätzt, Fräulein. In so wichtigen Dingen kenne ich keine Bescheidenheit."

„Ist Ihnen mein Urteil denn wichtig?"

„Mehr als Sie denken."

„Nun ich will Ihnen beweisen, daß es auch edeldenkende Feindschaft gibt. Ihr Buch hat mir sehr gefallen, besonders der Schluß."

Seine Augen strahlten. „Er hat Sie bewegt?"

„Gefallen hat er mir. Genügt Ihnen das nicht?“

„Ich bin unendlich stolz darauf. Ihr Buch, Fräulein Velten, krankt an einer Bitterkeit, welche man ganz unverständlich findet, wenn man Sie kennen lernt. So jung und hübsch —“

„O bitte!“

„Nichts zu bitten. Sie haben mir ein ehrliches Urteil über mein Buch gespendet, und ich revanchiere mich dafür mit einem ehrlichen Urteil über Ihre Person. Ein Mädchen wie Sie muß einen Mann entzücken können, besonders wenn Sie, wie eben jetzt, diesen sanften Blick in den Augen haben, den ich schon einmal erwähnte.“

Sie rückte von ihm ab. „Ich weiß wirklich nicht, wie er hineingekommen ist. Wahrscheinlich aber wollen Sie jetzt den Galanten spielen, und das liebe ich gar nicht.“

„Ich denke nicht daran, den Galanten zu spielen. Aber“ — er schaute sie so flehend an, daß sie unwillkürlich die Lider senkte — „fragen möchte ich Sie einiges.“

„Was denn noch?“

„Ich möchte wissen, wer Sie sind. Ist das unbescheiden?“

„Sehr. Ich heiße Dagmar Velten und habe ein Buch geschrieben.“

„Damit gebe ich mich nicht zufrieden. Ich bin wie Fausts hungriger Schüler. Ich möchte alles wissen.“

„Und wenn ich die Antwort verweigere?“

„Dann verschaffe ich sie mir eben selbst.“

Karla erschrak. „Das dürfen Sie nicht,“ sagte sie hastig. „Ihre Nachforschungen würden die Aufmerksamkeit der Schule auf mich lenken, und das könnte mir Schaden bringen.“

„Richtig, daran habe ich nicht gedacht. Also sagen Sie mir's gutwillig. Ja?“

„Nein."

Er verstummte gekränkt. Draußen vor den Fenstern fielen die weißen Sternchen vom Himmel und hüllten Straße und Menschen in den flimmernden Schmuck.

„Das richtige Neujahrswetter," bemerkte Wahrmut nach einer Pause. „Darf ich wenigstens fragen, wie Sie den Silvesterabend zubringen werden?"

Ein bitteres Lächeln huschte um Karlas Mund. „Allein," sagte sie herb.

„Warum allein?"

„Weil ich niemanden habe, der Vergnügen an meiner Gesellschaft fände. Meine Eltern sind längst tot, und Verwandte, solche nämlich, die mich anerkennen möchten, besitze ich nicht."

Er nickte. „Dann sind wir Leidensgefährten. Auch ich habe meine Eltern schon als Kind verloren und könnte Ihnen von der sogenannten Nächstenliebe verschiedenes erzählen. Wenn ich nicht von Hause aus ein wenig Vermögen gehabt hätte, durch die Güte meiner Verwandten hätte ich es sicher nicht zum Juristen gebracht. — Na, das ist abgetan. — Wird es Ihnen denn nicht schrecklich einsam sein am Silvesterabend?"

Sie zuckte die Schultern. „Heuer helfe ich mir noch allein durch. Nächstes Jahr gibt's dann schon eine Katze, das Symbol des Altjungferntums. Vielleicht aber mache ich es auch wieder so wie im vorigen Jahr."

Er blickte sie forschend an. „Wie haben Sie es da gemacht?"

„Ich ging heim und legte mich schlafen."

„Oder haben geweint?"

„Oh —"

„Machen Sie mir nichts vor. Ich weiß, wie das

Alleinsein an solchen Abenden tut. Deshalb möchte ich Ihnen etwas vorschlagen."

„Was denn?"

„Ich bin nämlich auch allein. Wenn es Ihnen angenehm ist, könnten wir uns so gegen sechs Uhr vor dem Warenhaus Gerngroß treffen, sehen uns eine Weile das Menschengewoge an und gehen schließlich hinauf in den japanischen Teesalon, wo es recht warm und gemütlich ist. Nun, was sagen Sie dazu?"

„Nicht übel," meinte sie gelassen.

„Sie werden also kommen? — Ach, wie ich mich freue! Zu zweien erträgt sich's doch besser als allein."

„Möglich." Langsam zog sie ihre Handschuhe an. „Ich muß jetzt heim und fleißig arbeiten."

„Nun, dafür wollen wir übermorgen recht lustig sein. Um sechs Uhr also! Bitte, vergessen Sie's nicht. Wer zuerst da ist, wartet."

„Ich habe noch nie auf einen Mann gewartet. Wenn Sie nicht pünktlich zur Stelle sind, gehe ich ganz einfach wieder."

Er lachte aus vollem Halse. „Ich bewundere Ihre Konsequenz, Fräulein Velten. Aber ich werde pünktlich sein, verlassen Sie sich darauf."

* * *

Kalt, aber windstill war der Abend, als Karla dem Warenhaus Gerngroß zusteuerte. Wie die Leute noch immer geschäftig aus und ein eilten! Bis zum letzten Augenblick des alten Jahres setzte der Reichtum seine Wünschelrute in Bewegung.

Wahrmuts Gruß riß sie aus ihren Gedanken.

„Ich stehe schon seit einer halben Stunde hier, um nur ja nicht in den Verdacht der Unpünktlichkeit zu geraten," sagte er heiter.

Sie traten durch die Glastür, welche der Portier ihnen öffnete. Ein lebhaftes Gewoge von Menschen kam ihnen entgegen.

Wahrmut berührte leise den Arm seiner schweigenden Gefährtin. „Ich habe eine große Bitte an Sie, Fräulein Velten.“

„Nun?“

„Kaufen möchte ich Ihnen etwas, eine Kleinigkeit, ein Nichts, bloß um das Gefühl der leeren Hände zu beseitigen, das an einem solchen Abend so weh tut.“

Sie sah an ihm vorbei. „Eine komische Idee!“

„Sie wollen mir die Freude nicht gönnen?“

„Doch — aber unter der Bedingung, daß auch ich Ihnen etwas schenken darf.“

„Wenn Sie sonst keine Bedingung stellen, in diese füge ich mich ohne weiteres. Trennen wir uns also für ein Weilchen. Hier an der Treppe können wir uns nicht verfehlen.“

Karla wand sich durch die Menschenflut nach einem der Verkaufstische, wo Nippesfiguren und sonst allerlei zierliches Zeug aufgestellt war. Die ganze Aufregung, welche andere durch Wochen hindurch beseelt, hatte sich ihrer bemächtigt. Schüchtern trug sie der Verkäuferin ihr Anliegen vor. „Eine Kleinigkeit für einen Herrn — etwas recht Hübsches.“

Mit zitternden Fingern nahm sie die vielen oft recht unnützen, aber geschmackvollen Sächelchen in die Hand. Die Wahl war schwer. Endlich entschied sie sich für eine Aschenschale in moderner Ausführung, welche die Verkäuferin ihr besonders empfahl.

Mit hochgeröteten Wangen kehrte sie zu der Treppe zurück. Wahrmut war noch nicht da. Sie lächelte vor sich hin. Ob auch ihm das Wählen so viel Kopfzerbrechen machte wie ihr?

Zwischen den Hüten durch bemerkte sie jetzt seine winkende Hand. Sie trat auf ihn zu, und froh, dem Gedränge zu entfliehen, begaben sie sich hinauf in den neuen Teesalon, wo ein Inder an einem funkelnden Samowar unermüdlich die Tassen füllte.

Wahrmut erspähte ein noch leeres Tischchen hinter einem Arrangement hoher Blattpflanzen. Von hier aus hörte man auch gut die Musik der Salonkapelle. Nachdem er Karla und sich Tee und Biskuit besorgt, packten sie ihre Schätze aus. Karla ihre Aschenschale, Wahrmut einen reizenden Amor aus feinstem Porzellan, der über den Rand eines als Jardiniere gedachten Herzens guckte.

Ein ungeahntes Glück zog in Karlas Herz. Das erste Mal war's ja seit langem, daß jemand ihr etwas schenkte. Und daß sie heute nicht allein war, wie gut war das! Sie lehnte sich zurück und lauschte mit halbgeschlossenen Lidern der Musik, welche eben ein Duett aus dem „Walzertraum“ spielte.

Zwei arme, verschlagene Menschen
Allein in der großen Welt,
Wir müssen zusammen uns schließen
Und lieben und küssen — gelt?

Ein paar große Tränen traten in ihre Augen und flossen über ihre Wangen herab.

Da fühlte sie, wie eine warme Hand sich in die ihre schob.

„Dagmar, ist's nicht schön so?“

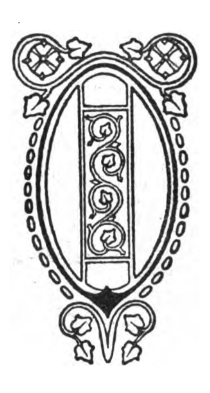
Sie nickte, nicht wagend, ihm ihre Hand zu entziehen. Immer näher rückte er an sie heran.

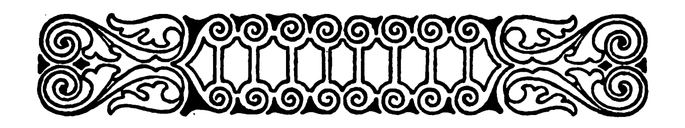
„Und wenn es immer so bliebe wie heute, wäre das nicht noch tausendmal schöner?“

„O ja — aber —“ Sie entriß ihm plötzlich ihre

Hand und fuhr, wie aus einem Traum aufgescheucht, empor. „Mein Prinzip ist —“

„Dein Prinzip? Richtig, das haben wir vergessen!“ Mit Augen, in denen Rührung und Übermut sich bekämpften, zog er sie an sich. „Das Los der männlichen und weiblichen Bestie. Sie bedürfen beide der Liebe, um Menschen zu werden.“





Der Kinematograph im Hause.

Von P. Richter.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Durchwandern wir heute die Straßen einer Großstadt, so zeigen sich unseren Blicken allenthalben die großen, auffälligen Reklameplakate der Kinematographentheater. Kein Laden ist zu klein — sobald er frei wird, läßt sich darin ein Kinematographentheater mit „sensationellem Programm" nieder.

Wir leben entschieden im Zeichen der Kinematographie. Das Publikum hat sich daran gewöhnt und die lebenden Photographien so in sein allgemeines Unterhaltungsprogramm aufgenommen, daß diese Vergnügungsstätten gar nicht mehr entbehrt werden können und sich noch weit mehr ausdehnen werden.

Allerdings werden sie sich noch erheblich verbessern müssen, denn jetzt herrscht in ihnen die Vorführung künstlich zusammengestoppelter, grausig ernster oder gesucht humoristischer Szenen vor, während die Kinematographie doch zu weit Besserem berufen ist.

Bahnbrechend müssen hier, wie auf dem Gebiete der gewöhnlichen Photographie, entschieden die Liebhaber vorgehen. In der Hand eines geschickten Liebhaberphotographen kann sich dieser junge Zweig der photographischen Kunst ganz hervorragend entwickeln. Hier kann sie das werden, wozu die Kinematographie berufen ist: nicht nur ein Unterhaltungs-, sondern auch

ein außerordentlich packendes und erfolgsicheres Erziehungs- und Bildungsmittel.

Wirkt schon die gewöhnliche Projektion eigener Aufnahmen anregend, so in viel höherem Maße die Vorführung eigener kinematographischer Aufnahmen, wenn frühere Vorgänge und Erlebnisse, sei es auf der Reise, unter fremden Leuten oder im trauten Familienkreise, die wir sonst nur im starren Bilde festhalten konnten, wie durch Zaubergewalt in voller Naturtreue und Lebendigkeit wieder an uns vorüberziehen.

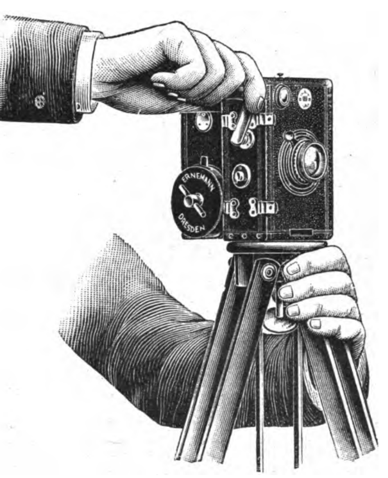


Fig. 1. Kinematographischer Aufnahmeapparat.

Welch eigenartiger Reiz liegt doch darin, seine Familie, namentlich die Kinder in ihren Entwicklungsphasen, kinematographisch festzuhalten und damit eine lebendige Familienchronik schaffen zu können, ebenso ein lebendes Photographiealbum aller lieben Bekannten!

Aber nicht allein diesem engbegrenzten Gebiete gehört die Liebhaber-Kinematographie an, wer weiter strebt, wird vielmehr in gleicher Weise wie mit seiner gewöhnlichen Kamera mit einem handlichen Kinematographen hinausziehen, um alles Lebendige festzuhalten, was ihm der Aufnahme wert erscheint. Hierherein spielen Szenen aus dem Volksleben, dem

Gewerbe- und industriellen Gebiete, vor allem aber geschichtliche Momente.

Wenn sich die Liebhaber-Kinematographie voraussichtlich bald zu großer Blüte entfalten wird, so verdanken wir dies in erster Linie der deutschen photographischen Industrie, der es nach vielen vergeblichen Versuchen gelungen ist, wirklich brauchbare, einfache und verhältnismäßig billige kinematographische Apparate zu schaffen.

Zunächst wollen wir uns fragen, wie erklärt sich diese zauberhafte Erfindung der Kinematographie, und wie werden die wunderbaren lebenden Bilder hergestellt?

Merkwürdigerweise stehen selbst Gebildete hier oft noch wie vor einem Rätsel.

Die Kinematographie beruht auf nichts anderem als einer Unvollkommenheit der menschlichen Nerven, besonders des Augennerves. Empfängt die Netzhaut des Aüges ein Bild, so wird dieses durch den Augennerv fast augenblicklich dem Gehirn mitgeteilt und als solches zum Bewußtsein gebracht. Verschwindet der gesehene Gegenstand jedoch plötzlich, so verschwindet sein Eindruck im Auge nicht ebenfalls plötzlich, sondern sein Bild wird noch längere Zeit nachempfunden.

Freilich währt die Zeit der Nachwirkung im Auge nur ganz kurz, etwa eine Zehntelsekunde, doch immerhin auch lang genug, um auf diese Erscheinung mechanisch betriebene Werke zu begründen.

Zur Erläuterung dieser Erscheinung diene ein Beispiel aus dem alltäglichen Leben. Ein glimmender, im Kreise geschwungener Span erscheint dem Beobachter als ein feuriger Kreis, obgleich der Span beständig seinen Ort wechselt. Der Bildeindruck im

Auge und Gehirn, den der glimmende Span in einer gewissen Stellung hervorruft, ist eben noch nicht verwischt, wenn der Span diese Stellung verläßt, ja selbst dann noch nicht, wenn er den ganzen Kreisweg durchlaufen hat und an die erste Stelle zurückgekehrt ist. Durch die Aneinanderreihung der verschiedenen Eindrücke wird uns die Illusion vorgetäuscht, daß wir einen feurigen Kreis sehen. Auf derselben physiologischen Erscheinung beruhen zahllose Experimente, die im Laufe der letzten hundert Jahre von hervorragenden Forschern und Konstrukteuren angestellt wurden, und die endlich ihren Schlußstein im Kinematographen fanden.

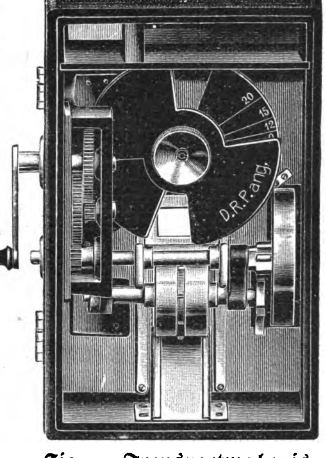


Fig. 2. Transportmechanismus des kinematographischen Aufnahmeapparates.

Die erste praktische Ausnützung brachte vor achtzig Jahren das sogenannte „Thaumatrop“. Es besteht aus einer Karte, an der oben und unten ein Faden befestigt ist, so daß man durch Drehen der Fäden die Karte in rasche Umdrehungen versetzen kann. Befindet sich nun auf jeder Seite der Karte ein Bild, so wird man beide Bilder gleichzeitig, also zu einem Bild vereint, sehen. Durch entsprechende Wahl der Bilder kann man komische Wirkungen erzielen. Wenn zum Beispiel auf der einen Seite ein Käfig und auf der anderen Seite eine Maus abgebildet ist, so erscheint die Maus im Käfig.

Einen wichtigen Schritt vorwärts bedeutete die Erfindung des „Phantoskops“, eines Apparates, der im wesentlichen aus zwei schwarzen runden Scheiben besteht, die auf derselben Achse sitzen und in entgegengesetzter Richtung gedreht werden können. Auf die hintere Scheibe sind eine Anzahl gleicher Figuren kreisförmig aufgezeichnet. Die vordere Scheibe ist mit der gleichen Anzahl Löcher versehen, so daß man bei einer gewissen Stellung der Scheiben durch die Löcher hindurch auf die Figuren sieht, sobald man jedoch die Scheiben etwas gegeneinander verdreht, auf den schwarzen Untergrund blickt. Dreht man die Scheiben rasch gegeneinander, so werden sich Öffnung und Bild immer wieder an der gleichen Stelle decken. Der in diesem Augenblicke gewonnene Bildeindruck im Auge dauert während der Zeit, in welcher die Öffnung sich über dem dunklen Grund der unteren Scheibe bewegt, fort, bis die nächste Öffnung sich an derselben Stelle mit dem nächsten Bilde deckt.

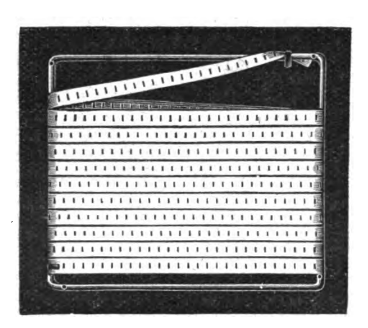


Fig. 3. Filmrolle zum Entwickeln auf den Rahmen gespannt.

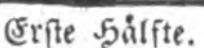
In diesem Augenblick wird der Bildeindruck erneut, und da sich dies fortdauernd wiederholt, so hat man den Eindruck eines fortdauernden, auf der Stelle stehenden Bildes.

Zeichnet man nun die Figur eines Menschen so, daß der Rumpf auf sämtlichen Bildern gleich ist, ein Arm dagegen beim ersten Bilde in gesenkter Lage,

beim zweiten Bild etwas angehoben, bei dem dritten Bild noch mehr angehoben ist und so fort, bis er bei einer halben Umdrehung der Scheibe die Höchstlage erreicht hat, und läßt man von da ab sich den Arm auf den Zeichnungen von Bild zu Bild wieder senken, bis schließlich das letzte Bild mit dem ersten Bild übereinstimmt, so ist es ohne weiteres klar, daß wenn die Scheibe rasch gedreht wird, der Arm zuerst scheinbar erhoben und darauf langsam wieder gesenkt werden muß.







Erste Hälfte. Zweite Hälfte.

Fig. 4. Fertiger Filmstreifen eines Kinematographen.

Es war dies also das erste „lebende Bild", und es bedurfte nur noch der Hilfe der Photographie, um ein solch lebendes Bild wirklich lebenswahr zu machen.

Um die erforderliche Anzahl Momentaufnahmen zu erzielen, stellte man eine ganze Reihe photographischer Kameras nebeneinander auf, deren Verschlüsse

durch Elektromagnete in kurzen Zeitabständen hintereinander ausgelöst werden. Gleichzeitig wurde auch der Betrachtungsapparat vervollkommnet. Es kam das sogenannte „Zootrop“ oder „Lebensrad“ in den Handel, das auch heute noch allgemein bekannt ist.

Im Prinzip stimmt es mit dem „Phantoskop“ überein, nur sind die Bilder auf der Innenseite einer Trommel angebracht, und vor jedem Bild der Trommel befindet sich ein Schlitz, durch den man das jeweilig auf der gegenüberliegenden Seite befindliche Bild betrachten kann.

Ende der achtziger Jahre wurde die Aufnahmemethode durch Konstruktion einer besonderen Aufnahmekamera für lebende Bilder wesentlich verbessert. Die Kamera besaß zwei unabhängige Reihen von je acht Objektiven mit Momentverschlüssen. Nachdem die ersten acht Aufnahmen auf einer Platte gemacht worden waren, kam die Platte der zweiten Reihe zur Verwendung. Währenddem konnte die Platte der ersten Reihe mechanisch ausgewechselt werden, danach die Platte der zweiten Reihe und so fort, bis der Plattenvorrat erschöpft war.

Zu ihrer jetzigen Vollkommenheit konnte sich die Kinematographie jedoch nur durch Erfindung des photographischen Zelluloidfilms entwickeln, da für die spätere Betrachtung die Lichtdurchlässigkeit der Filme von unschätzbarem Wert ist. Von hervorragenden Erfindern aller Nationalitäten wurden zahlreiche Versuche angestellt, um praktische Filme zu kinematographischen Zwecken herzustellen.

Im Dezember 1895 war endlich die Fabrikation der Filme, des Aufnahme- und Wiedergabeapparates so weit vorgeschritten, daß die erste öffentliche Vorführung stattfinden konnte. Tief und ergreifend war

die Wirkung auf alle Welt. Man stand etwas ganz Eigenartigem, fast Unglaublichem gegenüber; dem Leben entnommene Bilder, auf denen Menschen und

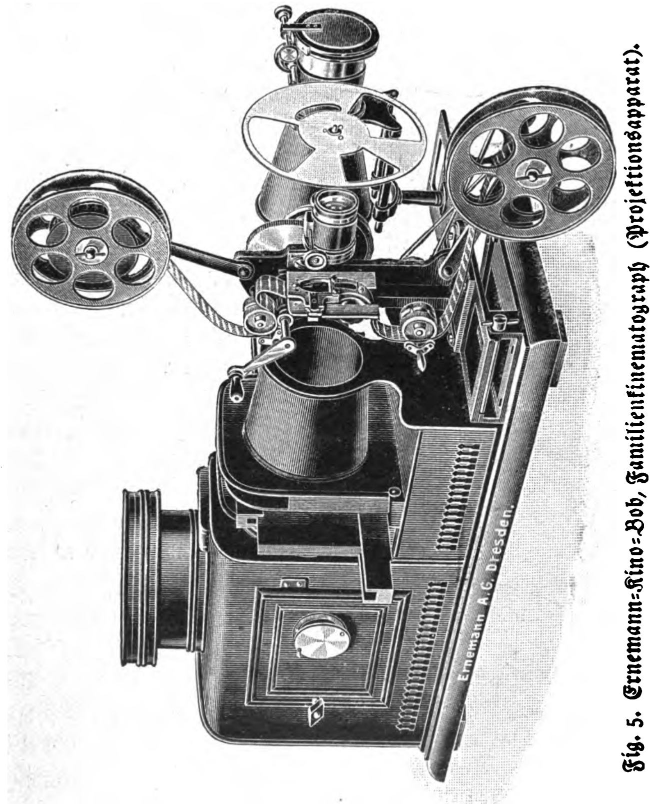


Fig. 5. Ernemann-Kino-Bob, Familienkinematograph (Projektionsapparat).

Tiere, Bahnzüge und Schiffe sich in ganz natürlicher Weise bewegten, als ob ihnen durch Zaubergewalt Leben und Natürlichkeit eingehaucht worden wäre, zogen an dem Beschauer vorüber.

Neue Aussichten eröffneten sich für die Kunst, die Wissenschaft, die Technik, ja fast jeder Zweig menschlicher Kulturarbeit erkannte in der Kinematographie ein neues, wertvolles Hilfsmittel zu weiterem Schaffen.

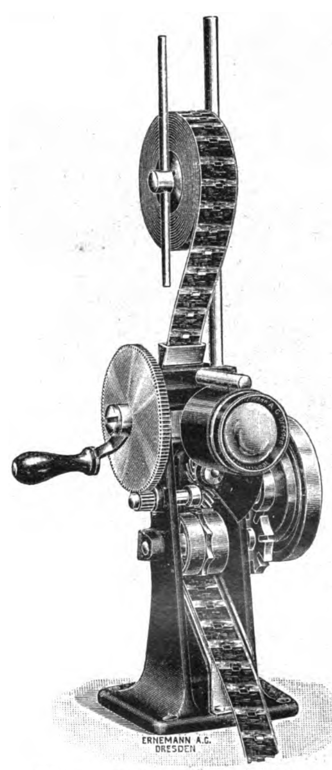


Fig. 6. Kleiner Familienkino (Projektionsapparat).

Es folgten dann noch zahlreiche weitere Verbesserungen, so daß heute die kinematographische Aufnahme und Wiedergabe der Bilder ziemlich leicht und zugleich sicher vor sich geht.

Der ganze Verlauf ist gegenwärtig in groben Umrissen folgender. In dem Aufnahmeapparat (Fig. 1) befindet sich der Film, der die photographische Platte der gewöhnlichen Kamera vertritt. Mittels einer Kurbel wird der Film ruckweise fortbewegt und dabei in Absätzen belichtet. Infolgedessen nimmt er die einzelnen Bewegungsstadien des photographierten Gegenstandes nacheinander auf. Den inneren Mechanismus zum Vorrücken des Films, sowie die mit Ausschnitten versehene Scheibe zur fortlaufenden, ruckweisen Belichtung des Films zeigt Figur 2. Nach der

Aufnahme wird der Film in einen Rahmen gespannt (Fig. 3) und entwickelt, so daß nun der Bilderstreifen (Fig. 4) in dem Projektionsapparat oder dem Kinematographen im engeren Sinn verwendet werden kann. In dem Projektionsapparat wird der durchsichtige Film durch eine Lichtquelle durchleuchtet, wobei dann die Bilder durch eine Linse in vergrößertem Maßstab auf einen Projektionsschirm geworfen werden.

Es war verständlich, daß sich auch bei den Liebhaberphotographen der Wunsch regte, kinematographische Aufnahmen machen und wiedergeben zu können. Dieser Wunsch wird jetzt durch die kinematographischen Apparate, die die Firma Heinrich Ernemann in Dresden in den Handel bringt, aufs beste erfüllt. Unsere schon erwähnten Abbildungen beziehen sich auf diese Apparate.

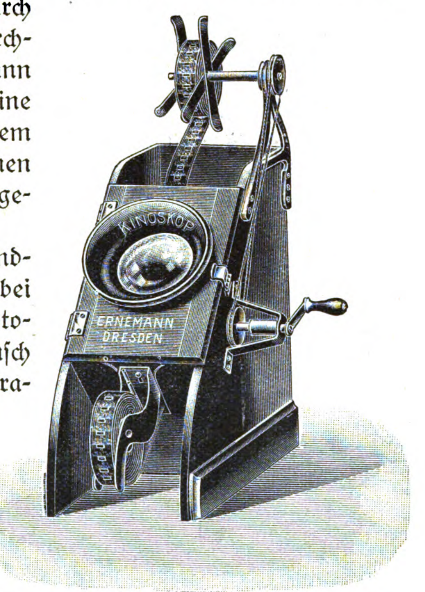


Fig. 7. Tageslichtbetrachtungs-Apparat für einen Filmstreifen.

Die Vorbereitungsarbeiten beim Laden der Kassette, das Einsetzen derselben, das Einstellen, die Aufnahme selbst und das Entwickeln, kurz, die gesamten

zu einer kinematographischen Aufnahme erforderlichen Arbeiten sind nicht größer als bei einer gewöhnlichen Plattenaufnahme. Die Belichtung des Films bei der Aufnahme wird mit Hilfe eines Schlitzverschlusses bewirkt, und der Transportmechanismus ist geradezu ein Meisterwerk der Feinmechanik.

Die Projektion des Kinobildes im dunklen Raum ist außer auf einem Projektionsschirm auf einem straff gespannten Leinentuch, einem Papierschirm oder auf einer weißen Wand möglich.

Der Projektionsapparat, von dem wir eine größere und eine kleinere Form bringen, besitzt ein Laternengehäuse mit Kondensor und eine Lichtquelle. Durch das Laternengehäuse werden die seitlichen Strahlen des Lichtes abgehalten. Der Kondensor sammelt sie und wirft sie in einem Lichtbüschel durch das Objektiv auf den Schirm. Durch Drehen der Kurbel wird der Film fortbewegt und tritt an der Vorderseite aus dem Apparat heraus, während die Bilder in ihrer Vereinigung als „lebendes Bild“ an der Wand erscheinen.

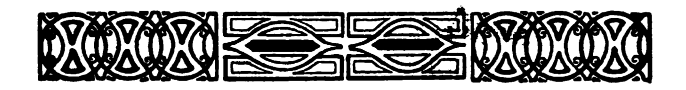
Ganz besonders erwähnenswert ist der Umstand, daß die mit dem „Ernemann-Kino“ aufgenommenen und projizierten Bilder durchaus feststehen und nicht flimmern. Dadurch kann man Vorführungen mit diesem Apparate stundenlang betrachten, ohne daß das Auge gereizt wird, während die Bilder vieler großer Normalkinematographen derart flimmern, daß das Auge schon nach einer Schaustellung von wenigen Minuten ermüdet, wenn nicht geradezu schmerzt.

Sehr unterhaltend ist außerdem der Betrachtungsapparat für Tageslicht (Fig. 7). Man betrachtet bei ihm den eingeschalteten Filmstreifen durch eine Linse,

dreht die Kurbel und sieht nun die kinematographische Bilderreihe vorübergleiten.

Wer aber nicht selbst photographiert, der lasse sich vom Berufsphotographen ein Kinogramm anfertigen und lege die kleine Filmrolle in den wohlfeilen Kinoprojektor oder in den Betrachtungsapparat und freue sich der wohlgelungenen lebenswahren Bilder.





Hirschjagd im Hochland.

Von Alex. Cormans.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Dem echten Jäger, der dem edlen Sport mit seinem ganzen Herzen anhängt, bietet das köstliche Weidwerk der erlesenen Genüsse gar viele, keiner aber läßt sich den aufregenden Freuden vergleichen, die mit der Pirsch auf den hochgeweihten „König des Waldes" verbunden sind. Vielleicht schon deshalb nicht, weil diese Jagd nicht nur in unserem deutschen Vaterlande, sondern auch in anderen rotwildgesegneten Ländern Europas niemals zu einem Gemeingut der Sonntagsnimrode, der Wildschlächter und Stümper werden, sondern immer ein beneidenswertes Vorrecht des weidgerechten Jägers bleiben wird.

Freilich nicht bloß des weidgerechten, sondern auch des mit irdischen Glücksgütern reichlich ausgestatteten oder mit vornehmen Verbindungen gesegneten, denn für gar manchen leidenschaftlichen Jägersmann bleibt der Abschuß eines auf der Höhe seiner Kraft und Schönheit stehenden Kapitalhirsches wegen mangelnder Gelegenheit zeitlebens eine unerfüllte Sehnsucht. Nur große, sorglich gehegte Reviere, die nicht vom ersten besten für ein paar hundert Mark jährlich zur beliebigen Ausbeutung erpachtet werden können, bergen ja dies edelste Wild, und es wird nicht viele Jagdherren geben, die leichten Herzens einem anderen die schönste

aller weidmännischen Betätigungen auf ihrem Revier überlassen. Wo dergleichen für Geld zu haben ist, muß es mit Summen bezahlt werden, die nur der Reichbegüterte für die Befriedigung einer Liebhaberei opfern kann.

Die Erlaubnis zum Abschuß eines kapitalen Hirsches



Phot. Sport & General.

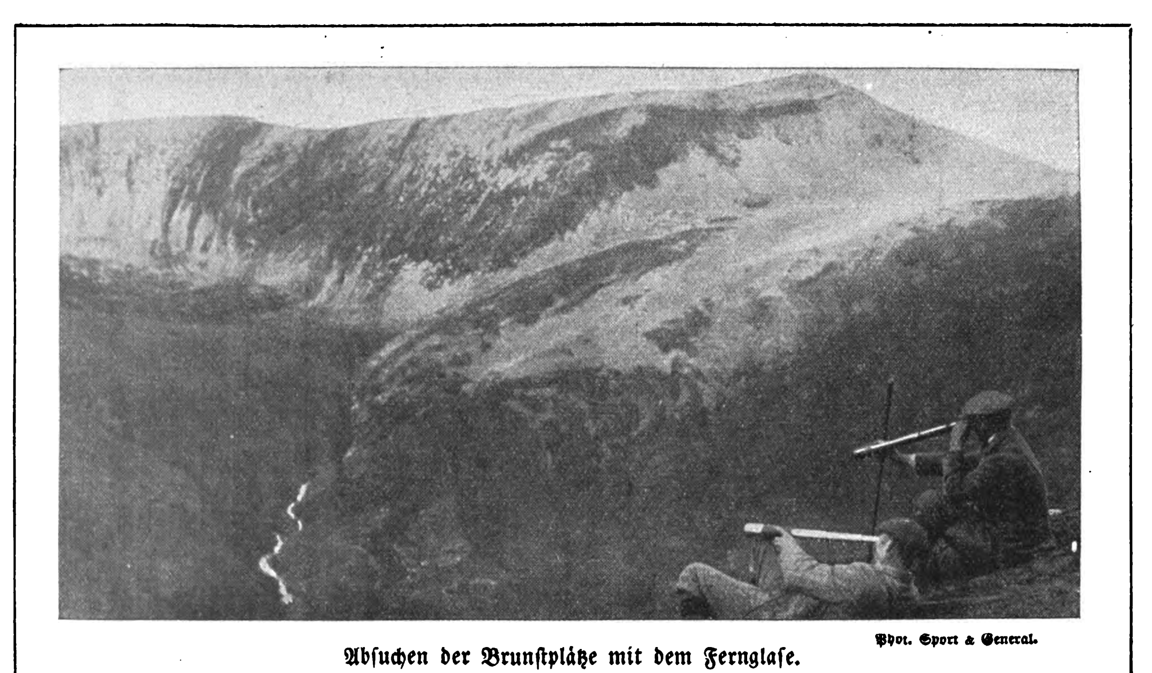
Aufbruch zur Jagd.

wird oft genug mit mehreren tausend Mark erkauft, und es gibt trotzdem immer noch viel mehr Leute, die gewillt sind, solche Summen zu zahlen, als es Möglichkeiten gibt, die ersehnte Erlaubnis zu erlangen. Wem nicht etwa die Sonne einer fürstlichen Gunst leuchtet oder wer sich nicht vielleicht der Freundschaft eines Großgrundbesitzers rühmen darf, der pflegt, wenn

ihm sonst seine Verhältnisse derartige Liebhabereien gestatten, um die Zeit, da die Hirsche zu schreien anfangen, jenseits der deutschen Grenzpfähle nach einer Gelegenheit zur Pirsch auf den Hochgeweihten zu suchen, und namentlich die kleinen und großen ungarischen Magnaten sind es, die aus ihren Rotwildrevieren durch den Verkauf von Abschußlizenzen alljährlich ein recht hübsches Stück Geld herausschlagen, wobei es übrigens nicht immer ganz sicher ist, daß dem fremden Weidmann trotz zahlreicher Pirschgänge der verheißene Kapitalhirsch auch wirklich zu Gesicht kommt.

Auch das schottische Hochland ist zur Herbstzeit das Wanderziel gar manches deutschen Jägers, den irgendwelche erfreulichen Beziehungen auf die altberühmte Gastfreundschaft eines dort begüterten britischen Aristokraten hoffen lassen. Wen diese Hoffnung nicht täuscht, der darf sich in der Tat eine Häufung weidmännischer Freuden versprechen, wie sie sich ihm anderswo nur unter den allerglücklichsten Umständen bieten würde.

Die landschaftlichen Schönheiten der Hochlandreviere sind an sich schon geeignet, jedem begeisterten Naturfreund — und welcher rechte Jäger zählte sich nicht zu ihnen! — das Herz weit aufgehen zu lassen in andächtiger Bewunderung und hellem Entzücken. Der Szenerie unserer deutschen Gebirge nicht unähnlich und doch durch einen gewissen großen Zug auf sehr charakteristische Weise von ihnen verschieden, im ganzen vielleicht mehr melancholisch als heiter, aber selbst in ihren schwermütigsten Partien von unvergleichlichem Reiz der Luft- und Farbenstimmungen, müssen die Hochlande jedem unvergeßlich bleiben, der sie je durchwanderte. Dem Weidmann aber gewähren sie noch unendlich viel mehr als den Zauber einer ver-



Phot. Sport & General.

Absuchen der Brunstplätze mit dem Fernglase.

schwenderisch geschmückten Natur, denn sie sind reich an jagdbarem Wild aller Gattungen und Arten, so daß es wohlverständlich erscheint, wenn der sportliebende Engländer auf nichts anderes so eifrig bedacht ist als darauf, sich rechtzeitig eine Herbsteinladung ins Hochland zu sichern. Der König selbst läßt sich gerne von einem seiner schottischen Freunde zu Gaste bitten und für eine Weile von der allgemeinen Jagdleidenschaft anstecken, obwohl er bei weitem nicht für einen so passionierten Weidmann gelten kann wie sein Schwestersohn auf dem deutschen Kaiserthron.

Im übrigen geht es natürlich auf den gastfreien Herrensitzen um die Zeit der Hirschbrunst nicht viel anders zu als auf den Schlössern unserer feudalen oder aus der Finanzaristokratie hervorgegangenen Großgrundbesitzer, mit dem einzigen Unterschied vielleicht, daß der Zuschnitt im ganzen großartiger und die Beteiligung des weiblichen Elements sowohl am edlen Sport wie an den Freuden der Geselligkeit noch lebhafter ist als bei uns. Die vornehme Engländerin ist nämlich eine gute, ausdauernde und von echtem weidmännischen Geiste erfüllte Jägerin, deren scharfes Auge und deren sichere Hand oft geradezu zur Bewunderung herausfordern, und für den deutschen Jagdgenossen fehlt ihr zumeist weiter nichts als jene Fähigkeit, die durchweg auch dem männlichen Engländer abgeht, die Fähigkeit nämlich, die Freude am Weidwerk mit der tiefen und innigen Freude an der Natur zu verbinden, die man im Auslande recht lebhaft als eine Besonderheit des deutschen Gemütes erkennen lernt.

Die Zeit der Hirschbrunst pflegt bei normalen Witterungsverhältnissen in den ersten Oktobertagen zu beginnen. Noch wenige Wochen vorher würde

die Pirsch auf den Kapitalhirsch ein nahezu aussichtsloses Beginnen sein, denn bis gegen Ende September halten sich die starken Tiere bis lange nach Eintritt der Dunkelheit in den verstecktesten Dickungen verborgen, in die sie sich nach beendeter Äsung noch vor



Schwieriges Anschleichen.

Tagesanbruch wieder zurückziehen. Bei Büchsenlicht kommen sie auch dem erfahrenen und mit den Verhältnissen des Reviers vertrauten Beobachter nicht früher zu Gesicht, als bis sich die Muttertiere an den gewohnten Brunstplätzen zu sammeln beginnen. Nach und nach gesellen sich sowohl die starken wie die geringeren Hirsche den schlanken Schönen zu, die vorderhand in ihrem Benehmen noch durchaus nichts von Liebessehnsucht erraten lassen.

Ist die Witterung warm oder regnerisch, so herrscht auch unter den männlichen Tieren noch für eine geraume Weile ein Zustand friedlicher Duldung. Sobald aber die kalten und trockenen Nächte kommen, ist es damit jäh zu Ende. Dann vernimmt das gespannt



Heimkehr m

horchende Ohr des Weidmanns zum ersten Male den mächtigen, dumpfen, tieftönigen Schrei, der sich mit keinem anderen Laut aus tierischen Kehlen vergleichen läßt, das „Orgeln" des Platzhirsches, der sein unantastbares Herrenrecht verkündet und jeden zum Kampfe herausfordert, der sich etwa mit verwegenen Rivalitätsgelüsten tragen sollte.

Im gut besetzten Revier läßt die Antwort anderer, ihrer Stärke bewußter Kapitalhirsche nicht lange auf sich warten, und vom Einbruch der Dunkelheit bis in die Morgenstunden hinein währt wochenlang dies eigenartigste und imposanteste aller Waldkonzerte, das



t der Beute.

jedem Hörer unvergeßlich bleiben muß. Die schwächeren Hirsche ziehen sich ohne Kampf von dem Rudel zurück, das sich der Platzhirsch als eifersüchtig und tyrannisch gehüteten Harem zusammengetrieben, die starken aber, die noch unbeweibt umherschweifen, folgen dem mit gleicher Wut erwiderten drohenden Streitruf, und wo die Nebenbuhler zusammentreffen, da spielt sich un-

fehlbar einer jener oft geschilderten Kämpfe ab, bei denen mit aller Erbitterung leidenschaftlichster Eifersucht bis zur völligen Niederlage des schwächeren Gegners gerungen wird.

Die Beobachtung der leicht zu ermittelnden Brunstplätze gestattet dem Jagdherrn um diese Zeit, seinen Wildstand völlig zu übersehen und die Hirsche auszuwählen, die ohne Schaden für den Bestand abgeschossen werden können oder zu seiner zweckmäßigen Hege abgeschossen werden müssen, denn von einer rohen und zwecklosen Tierschlächterei ist in einem mit Liebe und Verständnis gepflegten Revier natürlich niemals die Rede. Die Zahl der zur Kugel verurteilten Geweihträger ist auch bei reichem Bestande darum alljährlich nur eine verhältnismäßig geringe, und der Jagdgast, dem eines dieser Stücke zum Abschuß überlassen wird, darf darin eine freundschaftliche Auszeichnung von nicht geringer Bedeutung erblicken.

Selbstverständlich wird sie immer nur dem zuteil werden, der hinlänglich als weidgerechter Jäger erprobt worden ist, denn die Pirsch auf den Edelhirsch ist nichts für Anfänger und Stümper. Daß er nur mit der Kugel erlegt werden darf, bedarf nicht erst der Erwähnung, und wer sein Wild liebt, wird den König des Waldes nie einem anderen Rohre preisgeben als dem des sichersten Schützen. Für den aber schließt diese Jagd alles in sich ein, was das edle Weidwerk an hohen Freuden überhaupt zu gewähren hat, und es wird ihm wahrlich nicht leicht gemacht, die ersehnte und vielbeneidete Trophäe zu erringen.

Wenn in einer kalten Herbstnacht das gewaltige Orgeln der Hirsche in fast ununterbrochener Folge die stillen Hochlandtäler durchhallt, gilt es schon geraume Zeit vor Beginn der ersten Morgendämmerung

aufzubrechen, um möglichst schon bei Büchsenlicht zur Stelle zu sein. Die Entfernung bis zu einem der von den Waldhegern erkundeten Brunstplätze ist in ausgedehnten Revieren oft eine sehr beträchtliche, so daß man's im Hochland liebt, sie im Sattel zurückzulegen. Der letzte Teil des Weges durch den erwachenden Wald



Grad aufs Blatt.

freilich muß immer zu Fuß und mit jener Behutsamkeit gemacht werden, die nur eine Frucht gründlicher weidmännischer Erfahrung sein kann, denn selbst in der zornigsten Erregung und im wildesten Kampfeseifer bewahrt der Edelhirsch seine Vorsicht und die Schärfe seiner Sinne in solchem Maße, daß die allergeringste Unachtsamkeit des Pirschenden unfehlbar alle Hoffnung auf eine glückliche Jagd vernichtet.

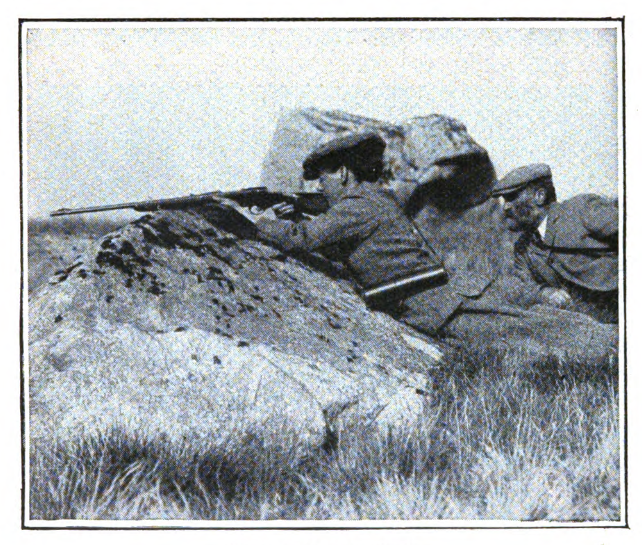
Das verräterische Knacken eines unter dem schleichenden Fuße brechenden Zweigleins genügt schon auf weite Entfernung hin, den Gefährdeten stutzig zu machen und zu rascher Flucht zu bestimmen. Ist aber vollends die Windrichtung nicht auf das genaueste erkundet, so daß die Tiere Witterung von der Annäherung mensch-



Ein weiblicher Nimrod.

licher Wesen erhalten, so ist an ein Herankommen bis auf Schußweite gar nicht mehr zu denken. Der Weidmann hat dann eben nur noch das zweifelhafte Vergnügen, den Platzhirsch — vielleicht neben seinem eben noch auf Tod und Leben bekämpften Gegner — in mächtigen Fluchten davonjagen zu sehen, gefolgt von dem Rudel der bis dahin in der Rolle neugieriger Zuschauerinnen verharrten weiblichen Tiere.

Wer sich aber in vollkommener Lautlosigkeit, mit tunlichst verhaltenem Atem, gegen den Wind bis zu einem gedeckten Plätzchen heranzupirschen weiß, wie die männlichen und weiblichen Schützen auf unseren nach dem Leben aufgenommenen Bildern, der wird oft genug mit Gefühlen höchster Aufregung und



Erster Pirschversuch.

Spannung einen jener Kämpfe verfolgen können, wie sie namentlich in den ersten Morgenstunden beim Beginn der Brunstzeit zwischen dem Platzhirsch und einem nach seiner beneidenswerten Stelle lüsternen Nebenbuhler ausgefochten werden. Ein vollkommeneres Bild von Schönheit, Kraft, todesverachtendem Mut und flammender Leidenschaft, als es diese beiden, einander fast immer nahezu ebenbürtigen Gegner darbieten, läßt sich wohl kaum denken.

Mit den Vorderläufen wild den Boden stampfend oder sie fest in ihn einstemmend, schlagen die Hirsche krachend ihre Geweihe zusammen, heißer Dampf entströmt ihren Nüstern, ihre Flanken fliegen, und der maßlose Zorn glüht in ihren großen, weit vortretenden Augen. Hie und da wohl geschieht es, daß sie sich voneinander lösen und um ein paar Schritte zurückweichen. Aber ehe nicht einer von ihnen seine



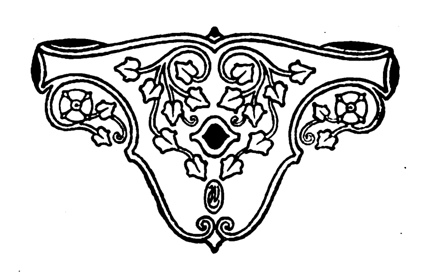
Phot. Sport & General.

Das Aufbrechen eines erlegten Hirsches.

Kräfte gänzlich erschöpft fühlt, ist der Waffengang nicht zu Ende. Mit den Spitzen der Geweihe den Boden aufreißend, gehen sie immer von neuem aufeinander los, und es ist sattsam bekannt, daß das Duell nicht selten mit der tödlichen Verwundung eines oder gar beider Nebenbuhler endet. In der Mehrzahl der Fälle allerdings kommt es nicht bis zu einem so tragischen Ausgang. Hat einer der Hirsche hinlänglich die Überlegenheit des anderen gefühlt, so sucht er plötzlich sein Heil in eiliger Flucht, verfolgt und mißhandelt von dem triumphierenden Sieger.

Der Schuß auf den für die Kugel bestimmten Kapitalhirsch soll immer so angebracht werden, daß das durch das Blatt ins Herz getroffene Opfer entweder schon im Feuer oder doch nach wenig Sätzen sterbend zusammenbricht.

Wer seines Auges und seiner Hand nicht sicher genug ist, um das fertig zu bringen, wer bei mangelndem Licht oder aus zu weiter Entfernung schießt, der darf keinen Anspruch auf den Ehrentitel eines rechten Weidmannes erheben, ihm gebührt der Siegespreis des grünen Bruches nicht, den der passionierte Jäger höher schätzt als eine Ordensauszeichnung, und wenn er nicht aller menschlichen Empfindung bar ist, wird ihn der angeschossene, vielleicht erst nach furchtbaren Qualen verendete Hirsch in der Erinnerung noch lange mit dem schmerzlich anklagenden Blick seiner schönen, gebrochenen Augen verfolgen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie eine Hausfrau die Dienstbotenfrage lösen wollte. — Nach mannigfachen Versuchen mit Mädchen aus aller Herren Ländern und jeglichen Alters war Frau Schuldirektor Meyer wieder einmal ohne Dienstboten. In dieser großen Not legte sie sich die schwierige Frage vor, ob sie am Ende nicht selbst die Ursache des stetigen Wechsels der Dienstboten sei, indem sie vielleicht die Mägde zu streng behandle, bloß ihre Fehler rüge, ihre Vorzüge aber nicht würdige. Auch ihr Mann meinte jedesmal: „Behandeln muß man die Leute können — ordentlich behandeln! Dann geht's."

Nun, er hatte leicht reden. Ihm stand ein Strafrecht über seine Untergebenen zu, während sie über die faulen, zänkischen und gefallsüchtigen Mädchen gar keine Gewalt hatte. Als sie am Ende dieser Erwägung angelangt war, kam ihr plötzlich ein guter Einfall. Ja, so wollte sie es von nun an machen, nach einer ganz neuen, genialen Methode. Ihr Plan war in der Hauptsache ein kombiniertes System von Belohnungen und Bestrafungen. Jedes Mädchen sollte außer dem regelmäßigen Lohne ein „Aufführungsgeld" von monatlich fünf Mark erhalten, natürlicherweise nur dann, wenn die Aufführung nichts zu wünschen übrig ließ. Anderseits sollte aber auch für jedes Mißfallen eine kleine Geldstrafe auferlegt werden, die vom Aufführungsgeld abzuziehen war.

Diese neue Methode entzückte Frau Meyer dermaßen, daß sie sogleich ein Notizbuch kaufte, auf dessen erste Seite sie mit großen Buchstaben das Wort „Aufführungsvormerk" säuberlich schrieb. Die nächste Seite erhielt die Überschrift „Köchin", auf einer weiteren stand „Stubenmädchen".

Schon am nächsten Morgen rückten zwei neue Mädchen



ein. Frau Meyer erklärte ihnen zunächst ihr neues System und zeigte ihnen das Vermerkbuch. Die Dienstboten schienen darüber sehr erfreut zu sein, und die Köchin meinte sogar, sie werde keinen Pfennig von der Prämie verlieren. Über diesen guten Vorsatz war Frau Meyer ganz gerührt, und sie seufzte erleichtert auf, denn nun konnte sie endlich sagen, daß sie das Dienstbotenelend endgültig losgeworden sei.

Sie hatte natürlich eine fein abgestufte Strafordnung ausgearbeitet, die alle möglichen Vergehen wider die Zucht und Ordnung voraussah, und nach der zum Beispiel für jede Minute Verspätung eine Strafe von fünf Pfennig zu zahlen war.

Herr Meyer war über die Nachricht, daß sich abermals zwei Dienstboten gefunden hatten, die es mit seiner Frau versuchen wollten, sehr erfreut und erklärte sich, soweit er dieses Recht ausüben durfte, mit der neuen Ordnung einverstanden; freilich, die Strafen fand er etwas zu hoch bemessen, was ihm die seine Männlichkeit verletzende Bemerkung eintrug, daß er eigentlich von der wahren Disziplin noch immer keine Ahnung habe.

Am nächsten Morgen, dem ersten mit der neuen Ordnung, schliefen die Dienstboten zu lange und kamen eine volle Stunde zu spät herunter. Frau Meyer war darüber hoffnungslos niedergeschlagen. Sechzig Minuten Verspätung machte drei Mark Strafe, mehr als die Hälfte des „Aufführungsgeldes“ war mit einem Schlage verloren. Eine Konferenz in der Küche endete mit dem Ergebnisse, daß dieses Vergehen noch einmal ungeahndet bleiben sollte und ein neuer Anfang zu machen war.

Das geschah um halb neun Uhr. Um halb zwölf glitt Frau Meyer auf der Treppe aus, weil das Stubenmädchen dort Wasser vergossen und nicht aufgewischt hatte. Glücklicherweise hatte Frau Meyer das Stiegengeländer rechtzeitig erfaßt und war ohne ernsten Schaden davongekommen. Aber was sie dem Stubenmädchen sagte, war sehr ausgiebig und kann nicht mitgeteilt werden, bis auf den Schluß, der also lautete: „Sie unverschämte, nichtsnutzige Person! Ihr ganzes Aufführungsgeld ist verwirkt. Verstanden!“

Daraufhin ging das Mädchen die Stiege hinauf, zog in ihrer Kammer ihre Jacke an, setzte den Hut auf, nahm die Schachtel für den Hut, in der zwei Kraftwagenreifen nebeneinander Platz gehabt hätten, in die Hand und verließ das Haus für immer.

Es war eine wohltuende Überraschung für Frau Meyer, als die Köchin ihre Partei ergriff und erklärte, die Gnädige könne froh sein, dieses Stubenmädchen so bald losgeworden zu sein, denn was sie hinter dem Rücken der Frau über das Aufführungsgeld gesagt habe, übersteige alle Grenzen. „I aber bin ganz einverstanden mit Ihrer Idee, gnädige Frau, und i schätzet's no besser, wenn die Gnädige mir die fünf Mark im voraus gäbet. Es wär' auch besser so, denn schaun S', gnädige Frau, wenn i jede Straf' von die fünf Mark bar bezahlen muß, nacha wirkt's viel mehr. Dös macht ma ja gar nix, wann ma was entzog'n wird, was i gar nia g'habt hab'."

Teils aus dem Grunde, weil die Theorie der Köchin wirklich etwas für sich hatte, teils deshalb, weil Frau Meyer fürchtete, die Köchin könnte einwenden, sie werde trotz ihrer guten Vorsätze und der Mithilfe beim Ausbaue des neuen Reglements schmählich behandelt, händigte sie ihr fünf bare Mark ein und gab ihr überdies die Erlaubnis, einen Brief zur Post zu bringen, mit dem eine gute Freundin der Köchin aufgefordert werden sollte, die durch den Abgang des Stubenmädchens freigewordene Stelle einzunehmen.

„Das Mädchen ist ja ein wahrer Schatz!" sagte Frau Meyer, als sie, am Fenster stehend, die Köchin mit dem Briefe in der Hand um die Ecke biegen sah.

Aber um halb zwölf Uhr nachts brachten zwei Schutzleute die Köchin in schwer berauschtem Zustande heim. Frau Meyer ließ natürlich dieses Ungeheuer nicht mehr über ihre Schwelle, worauf die Schutzleute die Berauschte wieder in ihre Mitte nahmen und auf die Wachstube brachten.

So schnell hatte Frau Meyer noch niemals ihre Dienstboten verloren. Ihr Gatte schob die Schuld auf das unlogische System der Behandlung, was Frau Meyer sehr betrübte, denn sie hatte damit allen Hausfrauen der Welt helfen wollen.

Aber sie warf die Flinte nicht vorschnell ins Korn. An dem Scheitern des ersten Versuches waren doch nur die beiden elenden Geschöpfe schuld. Sie nahm deshalb wieder zwei neue Dienstboten unter den gleichen Bedingungen auf, nachdem sie ihnen die Vorzüge der neuen Hausordnung eingehend erläutert hatte.

Am Ende des ersten Monats waren der Köchin dreißig, dem Stubenmädchen fünfzig Pfennig als Prämie zu zahlen. Sie waren über diese „Auszeichnung" nicht wenig erbost, gaben ihrem Unwillen sehr vernehmlich Ausdruck und weigerten sich, ihre Belohnungen anzunehmen. Das Stubenmädchen war insbesondere entrüstet, weil sie in ihrer Rechnung eine Mark als Strafe dafür fand, daß sie dem Azorl der Gnädigen einen Fußtritt versetzt hatte. Doch weil Weihnachten nicht mehr weit war, gelang es der Hausfrau schließlich, die beiden Mädchen zum Nachgeben zu überreden und zur Annahme der verdienten Prämien zu bewegen.

Kaum hatte jedoch Frau Meyer die Küche verlassen, als sie das Auffallen eines Tellers auf den steinernen Fußboden hörte. Sie kehrte schnell um und ertappte die Köchin beim Aufheben der Scherben.

„Aber Rieke, Rieke!" sagte die Hausfrau und griff nach dem Vermerkbuche. „Das macht dreißig Pfennig!"

„Was? Dreißig Pfennig für einen so ordinären Teller!" rief die Köchin aus. „Da schreiben S' nur gleich sechzig Pfennig auf!"

Und ein zweiter Teller zerschellte krachend auf den Steinfliesen.

Für eine derartige Untat war eine Mark Strafe festgesetzt. Doch Frau Meyer fand es für gut, diese Strafe vorläufig nicht einzutragen, was allerdings nicht hinderte, daß das weitere Sündenregister der beiden Mädchen einen schrecklichen Umfang annahm. Die Hausfrau verzeichnete die Vorfälle, wie sie sich zutrugen, und als sie am Schlusse des Monats die vorgeschriebene Addition vornahm, fand sie zu ihrem Entsetzen, daß das „Aufführungsgeld" in beiden Fällen nicht nur verbraucht war, sondern daß ihr die Köchin achtzehn Mark zwanzig

Pfennig und das Stubenmädchen zwölf Mark dreißig Pfennig an Strafgeldern schuldeten.

Da lief Frau Meyer zu ihrem Manne und bat ihn um alles in der Welt, nur einmal in die Küche zu gehen und den Dienstboten den Standpunkt klarzumachen.

Sie hatte ihre Bitte kaum vorgetragen, als ein lautes Geheul aus der Küche erscholl. Als das Ehepaar die Küche betrat, erblickten sie die Köchin in einem rasenden Tanze auf einem Beine rund um den Tisch herum. Dann fiel die Unglückliche auf einen Stuhl nieder. Sie hatte einen Kessel mit heißem Wasser umgestoßen und sich dabei den rechten Fuß stark verbrüht. Der herbeigerufene Arzt stellte Brandwunden zweiten Grades fest, ordnete die Überführung der Köchin in das Krankenhaus an und machte pflichtgemäß die Anzeige an die Unfallversicherungsanstalt.

Schon am nächsten Tage erschien ein Beamter dieser Anstalt bei Herrn Meyer und erklärte ihm, daß kein Pfennig Unfallrente gezahlt werde, weil die Köchin zu Protokoll gegeben habe, daß sie fünfunddreißig Mark Lohn beziehe, während sie von ihrem Dienstherrn mit dreißig Mark Lohn angemeldet worden sei. Für eine unrichtige Angabe des Lohnes sei übrigens eine hohe Geldstrafe festgesetzt, um deren Eintreibung die zuständige Behörde bereits ersucht würde.

Von diesem Unglückstage an gab Frau Meyer weitere Bekehrungsversuche mit ihrem System auf, denn sie war von dem Wahne gründlich geheilt, daß es ihr möglich sei, Dienstboten länger als vier Wochen an das Haus zu fesseln. A. E.

Die ewige Braut. — Eine eigenartige Sitte herrscht in der Bretagne, in der Umgegend von Pont-l'Abbé. In der Bevölkerung lebt ein alter Aberglaube fort, nach dem keine Eheschließung vom Glück gesegnet wird, vor der nicht der Bräutigam bei der Braut eine bestimmte Summe, die je nach seinen Verhältnissen sich zwischen fünfzig und fünfhundert Franken zu halten hat, gewissermaßen als Kaution hinterlegt. Das Geld wird der Braut am Tage der Verlobung ausbezahlt; scheitert der Heiratsplan, so verliert der Bewerber seine Kaution,

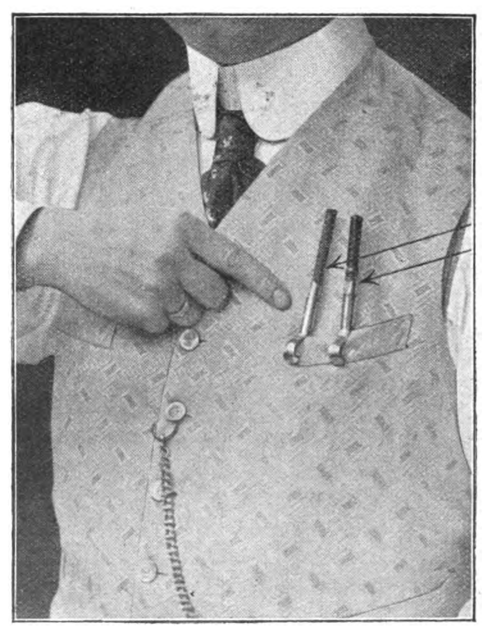
und die Braut behält sie sozusagen als Entschädigung für die entgangene Heirat.

Aber wenn auch die Mehrheit der Bevölkerung an dem Glauben festhält, daß diese seltsame Einrichtung nur dazu diene, die Glücksgöttin den jungen Eheleuten günstig zu stimmen, so fehlt es doch nicht an anderen, die die praktische Seite dieses Brauches mit scharfem Blick erkennen. Zu diesen zählte jedenfalls ein junges Mädchen aus Pont-l'Abbé, die jahrelang in ihrer Gegend berühmt war und nicht ganz ohne Grund den Titel der „ewigen Braut" führte. Sie war insgesamt nicht weniger als siebenmal verlobt, und immer war es ihr gelungen, noch vor der Ehe ihre Heiratskandidaten mit einem so unüberwindlichen Mißtrauen gegen das künftige Eheglück zu erfüllen, daß der eine wie der andere freiwillig verzichtete und lieber seine Kaution im Stich ließ, als mit der „ewigen Braut" vor den Altar trat. Ihre sieben Brautschaften hatten dem jungen Mädchen eine für ihre Verhältnisse recht ansehnliche Summe eingebracht. Freilich stockte endlich die Einnahmequelle, denn nach dem siebenten wollte sich kein achter Bewerber mehr finden.

Die jungen Burschen der Gegend waren nun nicht wenig verblüfft, als eines Tages bekannt wurde, die „ewige Braut" würde nun doch noch heiraten. Der glückliche Bräutigam war ein Matrose, der vier Jahre lang zur See gewesen war und nun heimkehrte, die Geliebte vor den Altar zu führen. Die beiden waren schon seit Jahren einig, und die „ewige Braut" hatte ihre sieben offiziellen Verlobungen nur inszeniert, um auf diesem praktischen Wege eine Mitgift zusammenzubringen, mit der sie ihren wirklichen Bräutigam angenehm überraschen wollte. O. v. B.

Neue Erfindungen. I. Bleistiftsicherheitshalter. — Bleistifte, Füllfederhalter usw. werden meistens in der Westen- oder Brusttasche getragen, aus denen sie beim Bücken oder ähnlichen Körperbewegungen herausfallen und vielfach verloren gehen. Dies zu verhindern, hat die Firma F. A. Heinze in Leipzig, Elisenstr. 42, einen Bleistiftsicherheitshalter geschaffen, der den Namen „Sherlock hält ihn fest" er-

halten hat. Die Neuheit stellt eine Hülse dar, deren Ende in einen federnden, spiralförmig gebogenen Bügel ausläuft, der mit einer leichten Kehlung versehen ist, um ein Verletzen der Tasche beim Einführen zu verhüten. Die Hülse ist zum Auseinanderbiegen aufgeschlitzt, um ein Verwenden für Schreib-

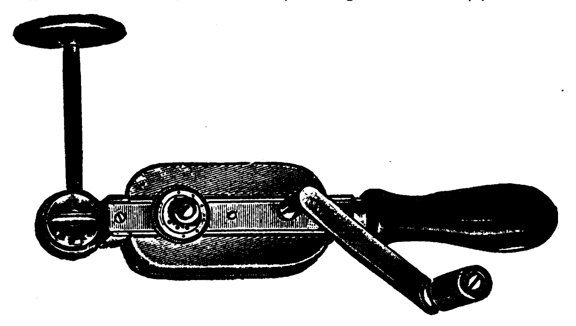


Bleistiftsicherheitshalter.

instrumente verschiedener Stärke zu ermöglichen. Der mit einer solchen Hülse ausgestattete Bleistift wird so in die Tasche gesteckt, daß der sich an den Bleistift straff andrückende federnde Bügel außen über den Rand der Westentasche geschoben wird, womit ein absolutes Festhalten des Bleistiftes an der Tasche erreicht wird und ein Verlieren desselben beim Bücken usw. vollkommen ausgeschlossen ist. Die eigenartig spiralförmige

Anordnung des Bügels erleichtert wesentlich das Einstecken des Schreibstiftes in die Tasche, sowie das Herausziehen desselben und verhindert ein Zerreißen der Tasche.

II. Autovibrator für Vibrationsmassage. — Bei verschiedenen Krankheiten hat sich die Vibrationsmassage als äußerst zweckdienlich erwiesen, so zum Beispiel bei Kopfweh, Migräne, Schlaflosigkeit, Schwindel, Ohrensausen, Nasenkatarrh, Magenkatarrh, Verstopfung, Nervosität, Gicht, Rheumatismus, Lähmungen usw. Als Apparat hierfür ist der „Autovibrator", eine Erfindung des dänischen Arztes



Autovibrator für Vibrationsmassage.

Dr. Johansen, von vorzüglicher Wirkung; er wird in idealer Vollkommenheit durch die Firma Wilhelm Lindners Nachfolger in Eisenberg, S.-A., in den Handel gebracht. Der Autovibrator ist leicht und klein, in seiner Handhabung äußerst bequem und gibt sowohl Reibevibrationen wie Stoßvibrationen und eine Mischung dieser beiden Massagearten. Die Regulierung der verschiedenen Stärkegrade geschieht leicht, exakt, abstufbar und ist unveränderlich einzustellen. Die die Vibration hervorrufenden Schwungkörper sind einerseits selbst geschützt im Metallkasten untergebracht, anderseits wird dadurch der Patient vor unbeabsichtigten Verletzungen geschützt. Die Vibrationsmassage wird auch für Gesunde als stimulierendes und stärkendes Erfrischungsmittel nach körperlichen oder geistigen Anstrengungen angewandt, so zum Beispiel haben eine Rücken-

vibration bei Müdigkeit, eine Kehlkopfvibration nach vielem Sprechen, eine Fußvibration nach längerem Marsche, Vibration der ermüdeten Muskeln nach Sportübungen immer eine wohltuende Wirkung.

Eine böse Fastnachtsfeier. — Im Jahre 1570 fand in Waldenburg im Hohenlohischen eine Fastnachtsfeier statt, die noch lange in der Erinnerung der dortigen Bewohner blieb.

Der hohenlohesche Hofprediger Alpin erzählt in seinem Tagebuche über dieses Ereignis folgendes: „Anno 1570 den 7. Februari ist's zu Waldenburg übel hergegangen; hat sich ein leidiger Fall begeben, da hat der leidige Satan aus Gottes Verhängnis eine schröckliche Tragoedien und Spectacul angerichtet, und als ein arger Schadenfroh sein Müthlein nach Lust gekühlet; darum soll man ihn nit über die Tür malen, noch zu Gast laden, denn er kommt wohl von selbst, oder wo er gleich selbst nit hinkommt, da schickt er seine Boten hin. Damals waren zu Waldenburg in der Fastnacht, neben den Grafen und neben denen von Adel bei einander neun Gräfinnen, deren etliche vermummten sich mit einem englischen schönen Habit, gingen daher in ganz weißer Kleidung mit weißen papiernen Flügeln, wie man die Engel pfleget zu malen, und trugen auf ihren Häuptern weiße papierne Kronen, drinnen kleine Wachslichtlein brannten und leuchteten, dagegen vermummten sich die Herren und der Adel mit einem scheußlichen Habit, ließen an ihre Hosen und Wammes, Armen und Beinen, dick Werg von Flachs mit Faden stark annähen und anknüpfen, daß sie hereintraten zottig und zerlumpt, wie man die Teufel und schwarzen Höllenhund pfleget zu malen. Indem sie nun nach gehaltenem Tanz bei nächtlicher Weile um Schlag zehn auf dem oberen Saal bei dem Licht kniend einander einen Mummentanz bringen und mit dem Licht nicht fürsichtig umgehen, da gehet vom brennenden Licht das Werg unversehens an, bald da wird auf dem Saal ein großer Tummult und Auflauf, ein großer Schreck, Schreyen und Klagen. Kunz von Velberg giebt bald die Flucht, und also vermummt springt er die Treppen herab, daß er unversehrt davon kommt, und von den anderen nit angesteckt wird; aber

Valentin von Berlichingen und Simon von Neudeck, auch Graf Albert von Hohenlohe verbrennen so hart, daß sie lange liegen müssen. Graf Georg von Tübingen empfähet das Nachtmahl den 22. Februar, darnach, am 5. März, da ihm unversehens ein anderer und neuer Zufall zum Brand geschlagen, stirbt er um acht Uhr vormittags. Mein gnädiger Herr Graf Eberhard von Hohenlohe verbrannte so hart, daß man ihm hernach den 21. und 22. Februar alle Finger an beeden Händen mußte vornen abschneiden, empfing den 29. Februar das hochwürdige Abendmahl; hernach den 9. März stirbt er in der Frauenzimmerstuben und wird den 11. zu Oehringen in der Stiftskirchen begraben. Den 14. März ließ sich Graf Albrecht von Hohenlohe wieder heim nach Neuenstein fahren, und ist mit Rat und Hülf seiner Frau wieder aufkommen." O. L.

Das Gespensterseḥen. — Die Reihe der Gespensterseher möge kein anderer eröffnen als Goethe. In seiner Selbstbiographie und auch sonst in seinen Schriften finden sich viele Hinweise darauf, daß Goethe Erscheinungen sah, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren. Nur jenen bekannten Fall aus der Sesenheimer Zeit will ich mit seinen eigenen Worten anführen, wobei ich hervorhebe, daß das geschilderte Traumbild bei offenen Augen sich unmittelbar nach einer seelischen Erschütterung stärkster Art, nach dem endgültigen Abschied von Friederike, abspielte. Goethe berichtet: „Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz weg."

Hier haben wir ein typisches Bild von Gespenstersehen am hellen Tage, welches um so mehr in die Wagschale fällt, als es von einem Manne stammt, der zeitlebens die große Kunst verstand, scharf zu beobachten. Es fällt sofort ins Auge, worin der große Unterschied zwischen dieser Form des Gespenstersehens und den Gespenstern des Köhlerglaubens besteht. In letzterem Falle handelt es sich zumeist nur um Pro-

dukte der Angst, um falsche Deutungen tatsächlicher Sinneseindrücke. Der Abergläubische sieht ein weißes Laken für ein Gespenst an, eine harmlose Fledermaus, die vorüberhuscht, wird in seiner angsterfüllten Phantasie zum riesenhaften Ungetüm und dergleichen mehr.

Das sind Dinge, die einer ernsten wissenschaftlichen Würdigung kaum wert sind. Will man sie in das System unserer Sinneswahrnehmungen einreihen, so gehören sie zu den Illusionen als eine besondere Form der Angstillusion. Als „Illusion" bezeichnen wir nämlich die falsche Einschätzung einer wirklich vorhandenen Sinnesempfindung. Sie tritt besonders dann auf, wenn — wie im Dunkel der Nacht — einzelne unserer Sinne, besonders der Gesichtsinn, ganz oder doch zum größten Teil ausgeschaltet sind, während irgendwelche Ereignisse eine Anspannung anderer Sinnesteile bewirken, des Tast- und Gehörsinnes, die, im gewöhnlichen Leben für solche Fälle weniger gebraucht und darum weniger geübt, viel leichter zu einer falschen Auslegung kommen. Gesellt sich ein ängstliches Gemüt hinzu, welches ohnehin zum Gespensterglauben neigt, so wird das Abenteuer aus der vierten Dimension bald gefunden sein.

Ein eigenes Erlebnis, das mir einst passierte, mag hier als Beispiel eingeschaltet werden. Einst mußte ich auf einer Reise in einem kleinen Städtchen übernachten, wo nur ein düsteres, altväterisch eingerichtetes Stübchen in dem einzigen Wirtshause aufzutreiben war. Ein altes Bett, natürlich mit schweren Federkissen, ein wackeliger Tisch, der zugleich als Waschtisch dienen mußte, eine der schweren, niedrigen altväterischen Laden, wie man sie noch in Bauernhäusern findet, und zwei Sessel bildeten das ganze Mobiliar. Ein Ofen war nicht vorhanden, und in der meist unbewohnten Stube war es bitter kalt, so daß ich mich beeilte, das Licht auszulöschen und unter die Decke zu schlüpfen, die ich bis zum Halse hinaufzog. Dann schlief ich ein.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich plötzlich erwachte. Es war mir vorgekommen, als hätte eine leichte Hand mein Gesicht gestreift, im gleichen Augenblick fühlte ich auch,

wie die Decke mit Gewalt gegen das Fußende des Bettes fortgezogen wurde, und dann folgte ein dumpfer, einem Pistolenschuß ähnlicher Knall. Ich glaubte, geträumt zu haben, zog die Decke wieder hoch und versuchte einzuschlafen. Aber eben, als ich im Begriffe war, dies zu tun, wiederholte sich das Ereignis in derselben Reihenfolge: erst die leichte Berührung des Gesichtes, dann das Fortziehen der Decke und zum Schluß der Pistolenschuß. Ich gestehe, daß die Sache mir tatsächlich unheimlich wurde. Da ich aber an Gespenster absolut nicht glaube und dank meiner naturwissenschaftlichen Schulung gewohnt bin, kein Urteil ohne genaue Beobachtung zu fällen, entschloß ich mich kurz, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich machte Licht und fand bald des Rätsels Lösung. Das Fußende der Bettdecke hatte sich zwischen die Lade und den Deckel eingeklemmt, so daß beim Emporziehen jedesmal der Deckel ein Stück emporgehoben wurde. Sowie ich aber die Decke losließ, der Zug also aufhörte, fiel der Deckel zu — das war der Pistolenschuß. Gleichzeitig wurde die Decke gegen das Fußende hin mitgezogen. Die Geisterhand aber, welche mein Gesicht gestreift hatte, entpuppte sich als ein harmloses Endchen Band, das jedesmal seinen Weg gerade über mein Gesicht nahm. Ich bin überzeugt, daß dieses Erlebnis bei halbwegs abergläubischer Veranlagung sich zur schönsten Gespenstergeschichte hätte umdichten lassen.

Aber selbst wenn wir noch so kritisch vorgehen, so bleibt doch immer noch eine große Anzahl von Fällen zurück, in denen nur die Person des Gespenstersehers eine Gewähr dafür bietet, daß wir es nicht mit Phantastereien zu tun haben. Von den Dichtern will ich ganz absehen, da diese nicht immer auch gute und vorurteilsfreie Beobachter sein müssen, obgleich Goethe unter ihnen nicht der einzige Gespensterseher ist. Um nur noch einen zu nennen, erwähne ich jenen Poeten, den Goethe selbst besungen hat: Torquato Tasso. Er verkehrte viel mit Geistern, sprach mit ihnen und hörte ihre Antworten, obgleich kein anderer der Anwesenden etwas von diesen geheimnisvollen Gästen sah.

Wichtiger als Dichterstimmen sind in unserem Falle die

Zeugnisse nüchterner, kalt beobachtender Gelehrter. Auch an solchen fehlt es nicht. Zu den Visionären gehörte zum Beispiel auch Cardanus, der, als Arzt und Mathematiker gleich berühmt, in der breiten Öffentlichkeit hauptsächlich durch jene „cardanische“ Aufhängungsvorrichtung bekannt ist, bei welcher der aufgehängte Gegenstand nie seine Lage verändert, was bekanntlich besonders auf Schiffen bei Anbringung der die Fahrtrichtung anzeigenden Magnetnadel überaus wichtig ist. Cardanus berichtet von sich selbst: „Ich habe häufig Visionen und sehe dabei Wälder, Lebewesen, mathematische Figuren. Alles dieses, was ich sehe, befindet sich in beständiger Bewegung. Ich kann diese Gesichte oft zum Erscheinen bringen, aber es gelingt mir nicht immer, wann ich will.“

Doch genug der Beispiele. Versuchen wir es, soweit es bei dem heutigen Stande der Wissenschaft möglich ist, diese Tatsachen zu erklären.

Vor allem sei nochmals betont, daß es sich in den echten Formen von Gespenstersehen nicht um Traumzustände handelt und auch nicht um falsche Deutungen wie bei den Illusionen, sondern es bestehen in der Außenwelt gar keine Substrate für das Gesehene, und dennoch wird es von der betreffenden Person deutlich wahrgenommen. Dabei ist diese Person, besonders wenn es sich um geschulte Gelehrte handelt, diesen Erscheinungen gegenüber durchaus nicht kritiklos, im Gegenteil, wir begegnen häufig einer vollständig objektiven, nüchternen Würdigung, wie sie nüchterner nicht sein könnte, wenn es sich um tatsächliche Vorgänge in unserer Sinnenwelt handelte. Bekannt und berühmt ist in dieser Beziehung die Darstellung des Berliner Buchhändlers und Schriftstellers Nikolai, der monatelang in einer solchen phantastischen Welt lebte, bis eine komisch-drastische Kur seines Arztes ihn von den Gespenstern befreite, eine Kur, die ihm den von Goethe im Faust geprägten Namen des „Proktophantasmisten“ eintrug.

Wenn ich bis jetzt immer vom Sehen sprach, so geschah dies deshalb, weil die häufigste und wohl auch hervorstechendste Form der Gespenstererscheinungen die der Gesichte ist. Aber auch die anderen Sinne bleiben nicht unbeteiligt, besonders

das Gehör wirkt mit: die Gespenster reden und unterhalten sich oft mit dem Geisterseher.

Wenn die Sache auch viel Geheimnisvolles an sich hat, ist sie doch weit entfernt, außerirdisch zu sein und etwa als ein Beweis für das Vorhandensein einer vierten Dimension dienen zu können. Die physiologische Erklärung ist sogar ziemlich einfach. Wir wissen, daß die einzelnen Nerven unseres Körpers nur eine bestimmte Form haben, in der sie auf einen Reiz reagieren können. Wir nennen dies die „spezifische Funktion“ des betreffenden Nerven. Diese kann wohl dem Grade nach verschieden sein bei verschiedenen Reizen, nicht aber der Art nach. So antwortet der Sehnerv auf jeden Reiz mit einer Gesichtsempfindung, der Gehörnerv mit einer Schallempfindung. Es ist bekannt, daß bei Durchschneidung des Sehnerven (zum Beispiel bei einer Operation) die betreffende Person keinen Schmerz empfindet, sondern einen plötzlichen, raschen Lichtschein zu verspüren glaubt. Ein heftiger Schlag aufs Auge, welcher sogar den tief und geschützt liegenden Sehnerven trifft, erzeugt gleichfalls Lichterscheinungen, das bekannte Funkensprühen. Ebenso verursacht der elektrische Strom im Auge eine Lichterscheinung, während zum Beispiel der gleiche Strom, wenn wir ihn auf die Zunge als Trägerin der Geschmacksorgane einwirken lassen, Geschmacksempfindungen erzeugt, und zwar am positiven Ende eine saure, beim negativen eine laugenartige Empfindung.

Es ist also eine bewiesene Tatsache, daß jeder Nerv nur in seiner Weise auf einen Reiz antworten kann, der Gesichtsnerv also nur durch Gesichtserscheinungen, der Gehörnerv durch Töne. Aber es ist nicht durchaus notwendig, wie es im gewöhnlichen Leben geschieht, daß der Reiz von außen her auf den Nerven einwirkt. Wissen wir doch, daß der Nerv selbst nur die Leitung bildet, die eigentliche Wahrnehmung aber im Gehirn vor sich geht und von hier nach außen projiziert wird. Es ist also leicht erklärlich, daß eine Reizung des Sehnerven in seinem Verlaufe oder in seinem ganzen Bestand vom Gehirn als Gesichtswahrnehmung empfunden werden muß und zu Halluzinationen führt, zu Gespenstererscheinungen im

weitesten Sinne, die als Folge einer krankhaften Nervenerregung natürlich auch bei Tage und gerade dann auftreten.

Die Erscheinungen stehen übrigens nicht ganz vereinzelt und beispiellos da. Sie sind ein häufiges Begleitsymptom der Geisteskrankheiten und gewisser Vergiftungen, zum Beispiel der Alkoholvergiftung. Auch hier handelt es sich um dasselbe wie beim Gespenstersehen: um Reize aus dem Körper heraus auf die spezifischen Sinnesnerven. Dr. A. Stark.

Aus der Werkstatt der Leber. — Während man in weiteren Kreisen über die Funktionen der Lunge, des Magens, der Nieren im ganzen richtig unterrichtet ist, fehlt es zumeist an jeder Vorstellung darüber, welche Aufgaben der Leber obliegen. Dabei ist sie das größte drüsige Organ unseres Körpers. Beim Erwachsenen ist sie gegen 30 Zentimeter lang, 20 Zentimeter breit, gegen 7 Zentimeter dick und hat im Durchschnitt ein Gewicht von 1800 Gramm. Schon dieser Umfang deutet darauf hin, daß ihre Tätigkeit nicht nebensächlicher Natur sein kann.

Eine bedeutungsvolle Aufgabe der Leber ist zunächst die Bildung der Gallenflüssigkeit. Das Material, aus dem sie diese bereitet, ist das Blut, das ihr durch die Pfortader, also vom Magen, dem Verdauungskanal und der Milz her, zuströmt. Die Bildung der Galle geht beständig vor sich, indessen wechselt ihre Menge. Durchschnittlich sondert ein erwachsener Mensch in vierundzwanzig Stunden 500 bis 600 Gramm Galle ab. Die Gallenflüssigkeit besteht aus verschiedenen eigenartigen Säuren, die ihr den bitteren Geschmack verleihen, und mehreren Farbstoffen, die sie grünbraun färben. Die in der Leber gebildete Galle fließt in feineren und stärkeren Kanälen zur Gallenblase ab und von dort in den Darm.

Hier nun beginnt die Tätigkeit der Galle. Die Galle besitzt nämlich die Eigenschaft, daß sie sich sowohl mit Wasser als auch mit Fett mischen kann. Die in den Darm abgeflossene Galle benetzt nun die Schleimhaut des Darmes, füllt die feinen Poren der Darmzotten aus und bewirkt dadurch den Übergang der im Speisebrei enthaltenen Fette in die Darmzotten und damit in den sogenannten Milchsaft, das heißt in den Inhalt der Lymphgefäße des Darmes. Ohne die Galle könnten

also die Fette des Speisebreies durch die feinen Poren der Darmzotten, die mit Wasser ausgefüllt sind, nicht hindurchgehen, da sich bekanntlich Fett und Wasser nicht mischen.

Ein kleines Experiment veranschaulicht die Vermittlerrolle der Galle. Stellt man sich zwei Papierfilter her, von denen der eine mit Wasser, der andere mit Galle getränkt wird, und gießt nun ein Öl auf, so erweist sich der erste für das Öl als undurchgängig, während durch den zweiten das Öl leicht hindurchtritt.

Eine zweite wichtige Aufgabe der Leber besteht darin, daß sie ein eigentümliches Kohlehydrat erzeugt, das wegen seiner leichten Umwandlungsfähigkeit in Zucker Glykogen genannt wird. Bei Zufuhr stärkereicher Nahrung häuft es sich in der Leber an, beim Hungern dagegen geht es mehr und mehr zurück. Das Glykogen ist demnach ein Reservestoff, der sich mit der Stärke vergleichen läßt, die die Knollen und Rüben der Pflanzen in sich aufspeichern, um sie später wieder in der neuen Wachstumsperiode als Baustoff zu verwenden. In ganz ähnlicher Weise gibt die Leber ihren Glykogenvorrat an den Körper ab, wenn dessen Ernährung stockt oder die Nahrungszufuhr gänzlich abgeschnitten ist. Die Abgabe des Glykogens geht so vor sich, daß das schwer lösliche Glykogen in Zucker verwandelt wird, der nun von dem Blut, das die Leberzellen umspült, aufgenommen und nach den Körpergeweben geführt wird, wo er seine Verwertung im Chemismus des Zelleninhaltes findet.

Endlich ist die Leber als Herd der Harnstoffbildung zu betrachten. Der Harnstoff ist die Vereinigung der letzten Zersetzungsprodukte des Körpereiweißes, nämlich der Kohlensäure und des Ammoniaks. Die Ausscheidung des Harnstoffes erfolgt später durch die Nieren. Die Leber eines Erwachsenen bildet durchschnittlich 30 Gramm Harnstoff.

Wie wichtig diese Reinigung des Blutes von den Zerfallsprodukten des Körpereiweißes ist, geht daraus hervor, daß eine Zurückhaltung des Harnstoffes im Blut schwere Gefahren und unter Umständen einen schnellen Tod mit sich bringt. Th. S.

Das diesjährige Oberammergauer Passionsspiel. — Das Oberammergauer Passionsspiel, das alle zehn Jahre auf-

geführt wird, steht diesmal unter der Leitung von Ludwig Lang. Wie immer werden auch zu dem jetzigen Spiel Tausende herbeiströmen, um sich an den künstlerisch gehaltenen Aufführungen zu erbauen, an denen gegen fünfhundertundfünfzig Einwohner des oberbayrischen Dorfes mitwirken. Ursprung und allmähliche Entwicklung der eigenartigen Darstellungen sind zu bekannt, als daß näher darauf eingegangen zu werden braucht. Besonderes Interesse aber werden die diesjährigen Besetzungen der Hauptrollen erwecken. Dem Beruf nach sind die Spieler Bauern und Bildschnitzer. Die im Laufe der Zeit herausgebildete künstlerische Tradition gelangt in der Darstellung der Hauptgestalten, namentlich in der Person Christi, zu einem vollendeten Ausdruck. Der diesmalige Darsteller der Christusrolle ist Anton Lang, der auch schon vor zehn Jahren als Christus auftrat. Er ist von Beruf Hafnermeister, besitzt eine gute Bildung und hat sich viel in der Welt umgesehen. Schon sein persönliches Äußere macht ihn für die schwere Aufgabe außerordentlich geeignet. Gerade diese Rolle bedingt nicht nur eine mächtige geistige Anspannung, sondern bringt auch durch das Hängen am Kreuz eine große körperliche Anstrengung mit sich.



Alfred Bierling,
der Johannesdarsteller.

Die Darstellung des schwärmerischen Apostels Johannes übernimmt zum ersten Male Alfred Bierling. Er gehört einer in dem Dorf sehr zahlreich vertretenen Familie an und ist achtzehn Jahre alt. In seinem Äußeren bringt er viel von der überkommenen Johannesgestalt mit. Sein Vorgänger in den

beiden letzten Jahrzehnten war Peter Rendl, der nun wegen seines zu weit fortgeschrittenen Alters diese Rolle abgeben mußte und dafür jetzt die des Joseph von Arimathia spielt.

Alle Rollen werden nach den Beschlüssen der Gemeinde verteilt. Außer den eigentlichen Darstellern werden noch Ersatzspieler für die Hauptrollen gewählt, die bei einer etwaigen



Anton Lang, der Christusdarsteller, und seine Familie.

Erkrankung einspringen können. Die Anfertigung der Dekorationen und Kostüme geschieht durch einheimische Kräfte. Die Herstellung der Kostüme leitet Anton Langs Schwester Josepha. Die Aufführungen finden an allen Sonntagen des Sommers statt. Eine jede Aufführung dauert mit einer einstündigen Pause neun Stunden. Die Einnahmen kommen nach Abzug der Kosten und einer mäßigen Entschädigung an die Darsteller der Kirche, Schule und den Stiftungen der Gemeinde zugute. Th. S.

Die Küchen der Kaiserin. — Wie es herzugehen pflegt, wenn in einem bürgerlichen Hause „große Wäsche“ gehalten wird, das weiß wohl jede Hausfrau aus eigener Erfahrung, nicht aber, wie es ist, wenn am Kaiserhofe „große Wäsche“ stattfindet. In einem bürgerlichen Haushalte leitet die Hausfrau die Wäsche, der Kaiserin wäre eine solche Leitung aber unmöglich, denn die Wäsche am Kaiserhofe hat einen Umfang, wie ihn die größte Wäscheanstalt einer Großstadt nicht hat. Welche Höhe zum Beispiel die Zahl der gebrauchten Tischdecken und Servietten bei Galafestlichkeiten erreicht, davon macht sich der Uneingeweihte gar keine Vorstellung. Zur Bewältigung dieser Riesenmassen von Wäschestücken sind elektrische Maschinen und Dampfmaschinen notwendig, die in einem eigenen Gebäude untergebracht sind und die von Meistern ihres Faches bedient werden. Die Zahl der angestellten Personen, welche nur allein die Wäsche zu besorgen haben, beträgt gegen hundert. Mit ein paar Waschweibern, wie im bürgerlichen Haushalte, ist also bei der Wäsche der Kaiserin nichts anzufangen. Jedes Stück Wäsche, das am Kaiserhofe zur Wäsche gelangt, wird von Rechnungsbeamten notiert und muß pünktlich in den Wäscheschrank zurückgeliefert werden, über den eine Hofdame mit mehreren Gehilfinnen die Aufsicht führt. Die Kaiserin aber revidiert öfters den Wäschebestand des Hofes und überzeugt sich, daß alles gebrauchsfertig bereitliegt.

Die Speisenküche der Kaiserin ist eine höchst sehenswerte Anstalt. Die blanken Kessel, Tiegel, Eimer, Kasten, die prächtigen Nickelgeschirre an den Wänden, fast zahllos in großen Reihen, die tausenderlei kleinen Dinge würden das Herz jeder Hausfrau lachen machen. Hier gibt es ein eigenes „Abwaschzimmer“, wo alle Errungenschaften der Küchentechnik zu finden sind und mit der größten Leichtigkeit die kleinsten und engsten Winkel der Geschirre gereinigt werden. Da gibt es große „Wärmeschränke“, in denen die Speisen warm und frisch bleiben, wenn einmal eine Mahlzeit später gelegt werden müßte. Für alle Küchengeräte sind Hüllen von Leder vorhanden, für den Fall, daß ein oder der andere

Gegenstand auf den Reisen des Kaiserpaares mitgenommen werden müßte. Auch die Kochgeschirre, welche die Feldküche des Kaisers im Manöver bilden, werden in solchen kostbaren Lederhüllen transportiert.

Die Küche selbst besteht aus zwei Teilen: der „Mundküche" und der großen „Schloßküche". In der „Mundküche" wird nur für die kaiserliche Familie allein gekocht; in der großen „Schloßküche" werden die Gastmahle für die großen Hofgesellschaften hergerichtet.

Die „Mundküche" befindet sich auf dem alten Schloßhofe, im linken Flügel des Schlosses. Zuerst kommt das Zimmer des Küchenmeisters, der hier schaltet und waltet. An dieses Zimmer schließt sich die Konditorei, wo die köstlichen süßen Speisen hergestellt werden; dann kommt die Brat- und Kochküche und die Anrichteküche, wo die Speisen zerlegt und durch einen Aufzug in die oberen Stockwerke nach den Speisezimmern befördert werden.

Die Kaiserin bestimmt täglich die Zusammensetzung und die Reihenfolge der Speisen. Der Küchenzettel der täglichen Mahlzeiten wird von dem Küchenchef, dem Oberbefehlshaber aller Köche, ausgefertigt und von diesem dem Hofmarschall übergeben, der ihn begutachtet und dann der Kaiserin vorlegt, die nun die nötige Auswahl trifft, denn seit ihrer Verheiratung bestimmt sie persönlich die tägliche Auswahl, wobei sie die Lieblingsgerichte des Kaisers natürlich bevorzugt. Änderungen, welche die Kaiserin wünscht, vermerkt sie schriftlich auf dem Küchenzettel.

In dem alten Flügel des Kaiserschlosses, der in früheren Zeiten die Burg zu Cölln darstellte, ist die große „Schloßküche" eingerichtet. Die Küche bleibt den größten Teil des Jahres geschlossen, aber im Winter und zu den Zeiten eines hohen Besuches herrscht reges Leben darin, denn hier werden die vorzüglichen Diners und Soupers zubereitet, die bei großen Hof- und Galafestlichkeiten serviert werden. In dieser Küche arbeitet ein Heer von Köchen, jeder ein Künstler in seinem Fache; hier werden Speisen hergestellt, deren jede ein Kunstwerk ist. Selbstverständlich herrscht auch in diesen Küchenräumen der

größte und feinste Komfort, und die Einrichtungen und Kochapparate sind Wunder der modernen Technik. In der Mitte des ausgedehnten weiten Raumes erhebt sich der Herd, ein Monstrum von solchen Größenverhältnissen, daß man sich nur dann eine Vorstellung davon machen kann und wird, wenn man erfährt, daß darauf für zweitausendfünfhundert Personen auf einmal gekocht und gebraten werden kann. C. T.

Der Jagdfrevel. — Während der Regierungszeit des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar, der ein eifriger Nimrod war und mit besonderer Strenge auf die Innehaltung der Jagdgesetze hielt, amtierte in einem Dorfe in der Nähe der Residenz ein Lehrer, der ein eifriger Mathematiker war und auf seinen Spaziergängen oft eine Schiefertafel bei sich hatte, um Berechnungen anstellen zu können. Eines schönen Abends schritt nun der wackere Schulmann, tief in seinen Gleichungen versunken, zwischen den Krautäckern dahin, als sich plötzlich etwas im Felde regte. Ein junger Hase schnellte hervor, um in langen Sprüngen das Feld jenseits der Straße zu gewinnen. Der Schulmann, aufs höchste geärgert darüber, daß ihn das Auftauchen des Hasen plötzlich aus seiner schönen Gedankenreihe gebracht hatte, hob die Hand, in der er die Tafel trug, und schleuderte letztere in der Erregung nach dem langohrigen Störenfried, der gerade dicht vor ihm über den Weg setzte. Der Wurf verfehlte sein Ziel nicht, und wie von einer Kugel getroffen, brach der arme Lampe zusammen.

Bestürzt ob seines Jähzornes und des begangenen Frevels trat der Lehrer näher und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß das von ihm benützte Geschoß dem Hasen auf der Stelle das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Rasch raffte er die Tafel auf und eilte heim, in Sorge darüber, daß ein Feldhüter die strafbare Tat beobachtet haben und ihn nun beim Herzog zur Anzeige bringen könnte. Sein Gewissen ließ ihm auch keine Ruhe, und er beschloß, sich freiwillig der Behörde zu stellen und die Strafe auf sich zu nehmen, die ihm diktiert werden würde.

Er eilte wieder aufs Feld, hob den Hasen auf und begab sich mit dem auf so seltsame Weise erlegten Wilde zum Förster,

dem er den Fall berichtete. In Gegenwart des Forstmannes, der ihm für diesen Frevel eine empfindliche Strafe von seiten des Herzogs prophezeite, setzte er alsdann ein Gnadengesuch an den Landesherrn auf, das ein offenes Bekenntnis seiner Tat enthielt.

Etwa eine Woche blieb der Lehrer in bangen Zweifeln, welche Sühne der Herzog ihm für den Jagdfrevel auferlegen werde. Wie erstaunt war er aber, als ihm nach Ablauf dieser Frist aus der herzoglichen Kanzlei ein Dekret zuging, in welchem Herzog Ernst August ein- für allemal den Entscheid traf: „Alle Hasen, die der Lehrer N. zu L. mit der Schiefertafel schießt, sind seine, und soll er derowegen nicht bestraft werden.“ O. L.

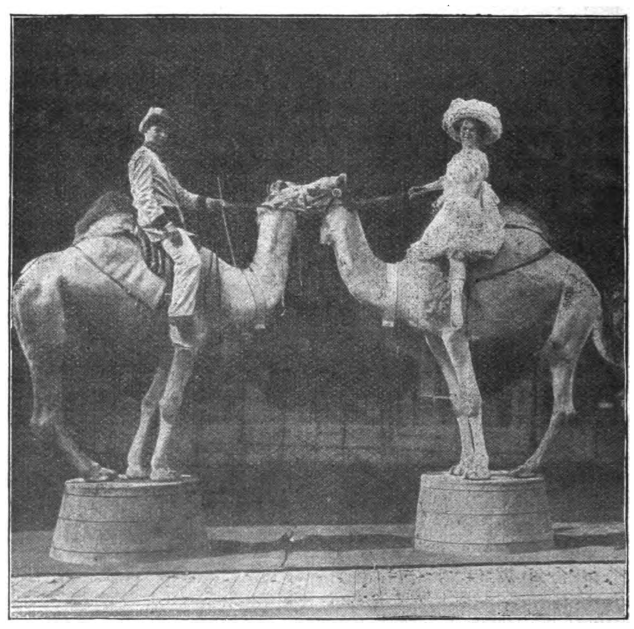
Die Amerikanerin im Erwerbsleben. — Die für die Vereinigten Staaten von Nordamerika soeben veröffentlichte letzte Berufszählung zeigt, daß im ganzen 5,007,069 über sechzehn Jahre alte Frauen einen Beruf haben, somit jede fünfte amerikanische Frau sich ihren Lebensunterhalt selbständig verdienen muß. Von diesen 5 Millionen Frauen sind 97,500 Ehefrauen oder Witwen. Daß unter den von den Frauen ausgeübten Berufen alle möglichen vertreten sind, ist allgemein bekannt: 185 Frauen waren als Hufschmiede tätig, 45 als Lokomotivführer und Heizer, 10 als Eisenbahngepäckträger, 5 als Lotsen usw.

Vergleicht man die Zunahme der Frauen in den männlichen Berufen seit der vorhergegangenen Berufszählung, so findet man: die größte prozentuale Zunahme weisen die weiblichen Rechtsanwälte mit 385 Prozent auf, wenn auch die absolute Vermehrung von 208 auf 1010 weniger auffallend ist. An zweiter Stelle stehen die Stenographinnen mit einer Zunahme von 305 Prozent, worauf die Architektinnen mit 217 Prozent folgen. Von weiteren Berufen seien noch Predigerinnen mit einer Zunahme von 196 Prozent und Bibliothekarinnen mit einer Zunahme von 116 Prozent erwähnt. Dagegen betrug die Zunahme in dem Berufe, der in der Alten Welt als ein besonders weiblicher seit jeher gilt, nämlich der der Dienstmädchen, bloß 6 Prozent, während die Bevölkerung sich in dem gleichen Jahrzehnt um 21 Prozent vermehrt hat. Auch



die Zunahme in dem Berufe der Schneiderinnen ist mit 18 Prozent hinter jener der Bevölkerung zurückgeblieben. A. E.

Dressierte Kamele. — Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß viele Tiere, die wir für dumm halten, keineswegs so unintelligent sind, wie wir sie gewöhnlich einschätzen. Vor einer

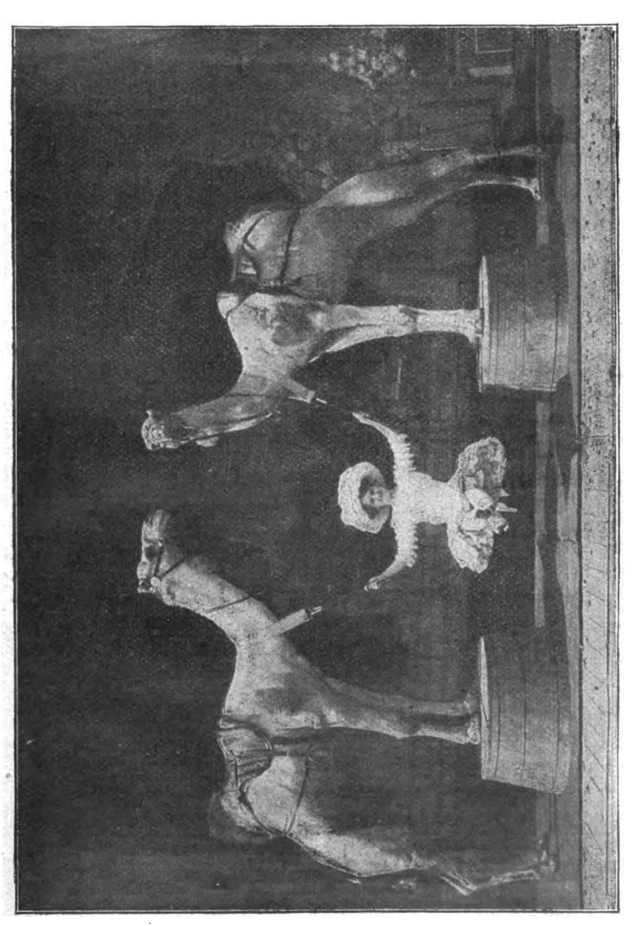


Kamele als Akrobaten.

Reihe von Jahren lieferte ein russischer Clown, der den Artistennamen „der dumme August" führte, den Beweis, daß sich das Schwein sehr gut abrichten und zu einem äußerst drolligen Zirkuskünstler erziehen läßt.

Für ebenso dumm als das Schwein gilt das Kamel. Auch ihm wird sicher unrecht getan, indem wir ihm seine Störrischkeit als Dummheit auslegen. Daß seine geistigen Fähigkeiten nicht allzu gering sind, kann man schon an den Last- und Reit-

kamelen ersehen, die sich auf den Ruf ihrer Führer auf die Vorderfüße niederlassen, um die Traglast oder den Reiter



Eine Kamelschaukel.

aufzunehmen. Einen noch überzeugenderen Beleg für die Intelligenz der Kamele erbringt jetzt ein Artistenpaar, die

Geschwister Reny. Sie haben ihre Kamele so weit dressiert, daß sie auf jeden Befehl gehorchen. Ohne Widerstand besteigen die Tiere hohe Holzkübel, drehen und wenden sich auf ihnen nach Wunsch und lassen sich sogar eine Schaukel um den Hals legen, auf der sich die junge Artistin ganz so hin und her schwingt, wie es in den Witzblättern die Negerjungen tun, die die langen Hälse zweier Giraffen oder die Rüssel zweier Elefanten zur Befestigung ihrer Schaukel benützen. Th. S.

Wieviel Vorfahren haben wir bis zu Christi Geburt? — Die Zahl unserer Vorfahren bis zum Beginn unserer Zeitrechnung festzustellen, erscheint auf den ersten Blick schwierig, und doch ist es recht einfach. Man berechnet das Alter einer Generation, das heißt den Zeitpunkt, bis wohin einem Vater ein männlicher Nachkomme geboren wird, im Durchschnitt auf 30 Jahre. Demnach entfallen auf die Zeit von 1910 bis zu Christi Geburt etwas mehr als 63 Generationen. Die Zahl unserer direkten Vorväter, immer nur vom Vater zum Vater gerechnet, beläuft sich also nur auf 63 Männer.

Eine Mannesbreite von Schulter zu Schulter kann man auf 75 Zentimeter annehmen. Stellte man alle unsere direkten Vorväter nebeneinander auf, so würde sich dadurch nur eine Linie von 47¼ Meter Länge ergeben. Es sind dies erstaunlich kleine Zahlen.

Ganz anders aber fällt das Resultat aus, wenn wir die Gesamtzahl unserer Vorfahren bis zu Christi Geburt berechnen. Ein jeder Mensch besitzt Vater und Mutter, also zwei Personen als nächste Vorfahren. Eine jede von diesen hatte wieder Vater und Mutter, das bedeutet vier Personen mehr. Diese besaßen wiederum Vater und Mutter, was acht Personen mehr ausmacht. Berechnet man auf diese Weise die ganzen 63 Generationen hindurch die Zahl der Elternreihe, so stellt sich heraus, daß ein jeder von uns bis zu Christi Geburt auf rund 140,000,000,000,000,000 Vorfahren zurückblicken kann. Th. S.

Unterhaltungen gekrönter Häupter. — Nur wenige Herrscher gibt es wohl, die nicht auch gern einmal ihren Rang und ihre Stellung vergessen und, wenn die Laune sie packt, auch einem Possen nicht abgeneigt sind, wenn auch diese königlichen

Grillen nicht immer unschuldiger Natur sind. So liebte es König Alfons IV. von Portugal, zu nachtschlafender Zeit in Gesellschaft lustiger Kumpane die Straßen seiner Hauptstadt zu durchstreifen, harmlose Passanten zu überfallen, in die Wagen der Edelleute zu schießen und mit gezogenem Degen spazierengehende Liebespärchen auseinander zu treiben. Zar Iwan IV. suchte sein Ergötzen darin, daß er Bären auf öffentlicher Straße in Freiheit setzen ließ, und er schüttete sich vor Lachen aus, wenn er sah, wie seine Untertanen, um sich vor den Bestien zu retten, eiligst davonliefen. Oft ließ er Kinder auf Tod und Leben miteinander kämpfen; ging eines von den Kindern aus diesem Kampfe lebend hervor, dann erschlug es dieser edle Herrscher, falls er nicht zu müde war, mit eigener Hand und freute sich über das schöne Ende, das sein „guter Witz" gefunden hatte.

König Eduard II. von England fuhr einst mit einigen Freunden in einem Kahn die Themse hinunter, landete an einer schön gelegenen Stelle und bereitete sich selber die Gemüse zu, die er unterwegs bei einem Gärtner gekauft hatte. Heinrich V. beehrte zweimal das Gefängnis mit seiner Gegenwart, einmal in London und einmal in Coventry, und zwar war er beide Male wegen ruhestörenden Lärmes in betrunkenem Zustande verhaftet worden. In seiner übermütigen Laune ließ Eduard I. einmal auf der Jagd ein Waschweib ein Pferd besteigen und wettete mit ihr um vierzig Schillinge, daß sie nicht zur rechten Zeit beim Halali sein würde — eine Wette, die die tapfere Frau jedoch glänzend gewann.

Peter III. von Rußland schwärmte so sehr für den Krieg, daß er hundert Kanonen zu gleicher Zeit abfeuern ließ, damit er sich eine Vorstellung machen könne, wie es in der Schlacht zuginge. Heinrich III. von Frankreich liebte es, als Frau maskiert, mit geschminkten Wangen und in einem mit Krausen und Falbeln versehenen Kleide umherzugehen. Karl IX. freute sich am meisten, wenn er eine Schar Taschendiebe in den Louvre einschmuggeln und zusehen konnte, wie sie seinen Gästen die Schmucksachen und Degen stahlen. Auch einer seiner Vorgänger, Karl VI., schwärmte für lustige Streiche.

Als einmal die Königin ihren feierlichen Einzug in Paris hielt, wollte er in einer Verkleidung den Zug mit ansehen. Dabei zeigte er solchen Eifer in der Betrachtung des Schauspieles, daß die Stadtsoldaten, die die Bahn für den Zug freihalten mußten, ihn hin und her stießen und sogar tätlich gegen ihn wurden. Über die Schläge, die der König bei dieser Gelegenheit empfing, hat er später oft herzlich gelacht.

Als Fleischer verkleidet machte Peter der Große einmal in London einen Maskenball mit und soll sich dabei ausgezeichnet unterhalten haben; ein andermal gesellte er sich zu einer Gruppe von Moskauer Choralsängern, und mit großem Vergnügen steckte er die Geldstücke ein, die ihm seine Untertanen zuwarfen. Als Joseph II., der deutsche Kaiser, seinen Besuch in Moskau machte, betrat er die alte Zarenstadt als Läufer seiner eigenen Equipage, weil er dem Pomp und den Empfangszeremonien, die er so sehr haßte, aus dem Wege gehen wollte. J. C.

Die Kultur der Myrte im Zimmer. — So bekannt und verbreitet die Myrte auch ist, man trifft doch nur höchst selten gesunde und schöne Exemplare dieser Zierde italienischer Wälder an, und obgleich ihre Kultur keine für den Laien unüberwindliche Schwierigkeit bietet, so sind doch recht wenige Liebhaber von Zimmerpflanzen mit der Behandlung und Pflege der Myrte besonders vertraut.

Der Hauptfehler wird dadurch begangen, daß sie im Winter zu warm gestellt wird, wodurch sie fast immer das Laub abwirft und zu kränkeln anfängt. Sie muß unbedingt in einem kalten Raum überwintert werden. Es gelingt ja auch, daß solch ein krankes Exemplar im darauffolgenden Sommer wieder ein besseres Aussehen erlangt und sich auch wieder belaubt, sie blüht aber nicht, und in den weitaus meisten Fällen stirbt sie ganz ab. Die passendste Wintertemperatur für Myrten ist fünf bis sechs Grad Celsius. Die Myrte darf im Winter nur wenig Wasser erhalten, und es gereicht ihr auch nicht zum Schaden, wenn der Wurzelballen einmal etwas austrocknet. Alljährlich im April müssen die Stöcke umgepflanzt werden, und hierbei ist der Wurzelballen und, wenn nötig, auch die Krone etwas zu beschneiden. Eine sehr gute Erdmischung

für Myrten besteht aus gleichen Teilen sandiger Lehm-, Laub- und Heideerde. Den Sommer über bringt man die Myrten ins Freie und senkt am besten die Töpfe in einer halb schattigen Lage ein, damit sie nicht zu stark austrocknen. Ein wiederholter Dungguß von aufgelöstem Kuhdünger trägt wesentlich zum guten Gedeihen der Pflanzen bei, auch das Überspritzen an warmen Abenden ist sehr zu empfehlen. Da sie in ihrer Heimat auf sumpfigem Boden wächst, muß sie im Sommer feucht gehalten werden. A. Sch.

Dynamitreklame. — Vor einiger Zeit versandte eine New Yorker Schreibmaterialienhandlung ihre Preislisten. In den Umschlägen lag lediglich ein Verzeichnis der angebotenen Gegenstände, ohne jede empfehlende Beiwörter oder Lobpreisungen einzelner Artikel. Dagegen stand auf der Vorderseite des Umschlags folgende Warnung: „Man nehme diesen Umschlag vorsichtig ab und beobachte noch viel größere Vorsicht bei Herausnahme der inliegenden Preisliste. Man werfe sie nicht achtlos in den Papierkorb, benütze sie vor allem nicht etwa zum Feueranzünden. Fürchterliche Verwüstung würde die Folge sein, weil der Katalog unserer Waren mit Dynamit getränkt ist, dem stärksten aller Sprengstoffe. Man hänge die Einlage am besten übers Pult, wo man sie immer vor Augen hat. Nach vierzehn Tagen ist das Dynamit verdunstet und der Katalog kann ins Feuer gesteckt werden, wie jeder andere. Schließlich beachte man folgendes: Die meisten Firmen setzen ihre Lügen in den Katalog, wir lügen nur auf dem Umschlag." C. Th. St.

Wunderliche Sterbezurüstungen. — Nicht wenige Leute hat es gegeben, die einen besonderen Genuß darin fanden, sich im voraus mit ihrem Leichenbegängnis zu beschäftigen und alles dafür zu bestimmen und vorzubereiten. Nicht nur Tischler und Zimmerleute stellten sich bei Lebzeiten ihren eigenen Sarg her, sogar ein weltberühmter Tragöde, der Italiener Salvini, widmete sich mit Eifer der Aufgabe, eigenhändig seine letzte irdische Ruhestätte anzustreichen und zu lackieren. Sein Landsmann, der Schriftsteller Gabriel d'Annunzio, überwachte sorgfältig die Errichtung seines eigenen Grabdenkmals, wie

erst jüngst die Zeitungen zu melden wußten. Eine Dame, eine Witwe Ault aus Galveston, verbrachte den letzten Tag ihres Lebens in der Kirche, um sie mit eigenen Händen für ihre Trauerfeierlichkeit auszuschmücken. Sara Bernhardt, die französische Schauspielerin, soll die Vorbeschäftigung mit ihrem Tode so weit treiben, daß sie sogar in ihrem Sarge schläft und ihn zu diesem Zwecke auf ihren Gastreisen mit sich in der Welt herumführt. Außerdem hat sie nicht nur ihr Grabdenkmal bereits aufbauen lassen, sondern hat es selber entworfen und modelliert und schmückt es täglich selbst mit frischen Blumen.

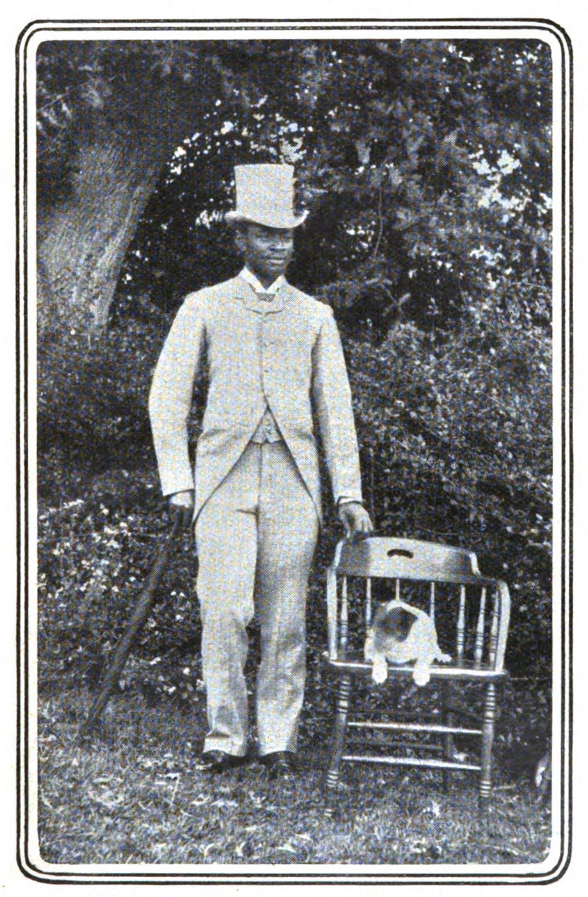
Ein italienischer Arzt, Leopoldo de Grassig, ließ sein vorschriftsmäßig ausgeführtes Sterbeattest auf seinem Schreibtisch zurück, ehe er sich auf sein Totenbett legte.

Am ärgsten aber trieb es in der Beziehung ein englischer Schauspieler. Er hatte Falschmünzerei verübt und war deswegen zum Tode verurteilt worden. Ehe er gehängt wurde, hielt er sich selber eine so ausgezeichnete und tiefergreifende Leichenpredigt, daß seine sämtlichen Zuhörer in lautes Schluchzen ausbrachen. C. D.

Der Zuluhäuptling Dinizulu ist nach einem langen Prozeß, der der Regierung von Natal zweihunderttausend Mark kostete, für schuldig befunden worden, rebellierenden Kaffern und besonders Mitgliedern der Familie des Rebellenführers Bambaata Zuflucht gewährt zu haben. Er wurde zu vier Jahren Gefängnis und zu einer Geldstrafe von zweitausend Mark verurteilt. Von der Gefängnisstrafe kommt die Zeit in Abzug, die er in Untersuchungshaft zugebracht hat, nämlich fünfzehn Monate.

Dinizulu ist der älteste Sohn des berühmten Zuluhäuptlings Cetewajo, dessen Macht durch einen blutigen und kostspieligen Krieg von den Engländern im Jahre 1880 gebrochen wurde. Dinizulu hat den Engländern schon wiederholt schwer zu schaffen gemacht. Als im Jahre 1888 das Zululand annektiert wurde, leistete er Widerstand. Schließlich aber wurde er ausgeliefert und als Gefangener nach St. Helena gebracht. Im Jahre 1898 wurde ihm die Rückkehr in die Heimat erlaubt unter der Bedingung, daß er sich nicht mehr als Oberhaupt der ge-

samten Kaffernstämme, sondern nur als Häuptling seines engeren Stammes betrachte. Man setzte ihm ein Jahres-



Dinizulu als Gefangener auf St. Helena.

gehalt von zweitausend Mark aus. Die Zulus aber sahen nach wie vor in dem Sohn Cetewajos ihren Oberhäuptling.

Während des Zuluaufstandes im Jahre 1906 machte er sich der Untreue gegen England verdächtig. Indessen wurde er von dem Gerichtshof in Pietermaritzburg freigesprochen. Doch beruhigten sich hierbei die Engländer nicht, sondern sammelten neues Belastungsmaterial, das zur Erhebung einer abermaligen Anklage und sodann zu seiner Verurteilung führte. Dinizulu gilt allgemein als beanlagt und verschlagen. Er kann lesen und schreiben und spricht gewandt Englisch. Er steht jetzt im Alter von achtundvierzig Jahren. Th. S.

Die zerrissenen Strümpfe. — Der Maler Moritz v. Schwind, der mit dem Tondichter Franz Schubert eng befreundet war, wollte diesen einst zu einem Ausfluge abholen und forderte ihn auf, sich rasch anzukleiden und gleich mit ihm zu kommen, damit die übrige Gesellschaft nicht zu lange auf sie warten müsse. Franz Schubert, in dessen Junggesellenheim die geniale Unordnung herrschte, die man den Künstlern so gern nachsagt, legte sich eilig sein Zeug zurecht und begann dann nach Strümpfen zu suchen. Wohl fand er in den verschiedenen Schränken, Schubladen und Kommodenkästen, die er öffnete, einige Exemplare dieser so nötigen Kleidungsstücke, allein sie erwiesen sich allesamt als total zerrissen und damit für ihn völlig unbrauchbar. Verzweiflungsvoll wühlte er in Gegenwart seines lächelnd zuschauenden Freundes noch einmal alle Behälter, Körbe, Kisten und Kasten durch, allein vergebens — nicht ein einziger heiler Strumpf war zu finden, jede Socke, die ihm in die Hände fiel, zeigte riesige Löcher.

Tief aufseufzend ließ sich da der große Tondichter auf den Bettrand nieder, sah seinen Freund Schwind eine Weile nachdenklich an und meinte dann mit feierlichem Ernst: „Du, Schwind, jetzt glaube ich wirklich, es werden gar keine ganzen Strümpfe mehr gestrickt." O. L.

Verfrühte Nekrologe. — Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß ein verfrühtes Totgesagtwerden das sicherste Mittel zu einem recht langen Leben ist. Sobald der Nekrolog in die Zeitung kommt, wird der Kranke wieder gesund. Als Papst Leo XIII. einmal schwer krank war, schrieb ein Brüsseler Journalist sofort den Nekrolog und schickte seinen schönen Auf-

saß in die Druckerei. Kaum war aber die letzte Zeile gesetzt, als der Papst frisch und gesund aufstand und Audienzen abhielt. Der Artikel mußte wieder heraus. Leo XIII. lebte dann noch zwölf Jahre, und als er endlich richtig starb, wurde der alte Artikel aus dem Kasten geholt und endgültig verwendet; der Journalist aber, der ihn geschrieben hatte, lag schon längst unter dem grünen Rasen.

Dieser Journalist war aber wenigstens nicht so keck gewesen wie ein amerikanisches Blatt, das eines schönen Tages ebenfalls einen Nekrolog für Leo XIII. schrieb und die Druckbogen einfach nach dem Vatikan zur Korrektur schickte. Der Papst war ein Mann, der Spaß verstand; er ließ den Artikel von einem seiner Sekretäre korrigieren und schickte die Korrektur an den Chefredakteur des Blattes mit einem Begleitschreiben, in welchem es hieß, daß der Papst zwar den ihm gewidmeten Artikel nach seinem wahren Werte zu schätzen wisse, aber doch den Wunsch hege, seine Veröffentlichung zunächst noch hinausgeschoben zu sehen.

Im Jahre 1839 brachten eines Morgens „Morning Post" und „Morning Chronicle" die Nachricht von dem Tode des berühmten Schriftstellers und Politikers Lord Brougham. Der Nachricht folgte ein spaltenlanger Nekrolog, in welchem Lob und Tadel, Anerkennung und Kritik lieblich gemischt waren. Zwei Tage später kam ein wütender Brief von Lord Brougham. Er sei lebendiger als je, schrieb er, und denke gar nicht ans Sterben. Man hat aber später behauptet, daß Brougham selbst die Todesnachricht in die Zeitungen gebracht habe, um zu hören, was man von ihm sagen würde. C. T.

Die Brautwahl. — Eine originelle Geschichte erzählt man sich von der Kaiserin Maria Theresia, die bekanntlich ein außerordentlich scharfes Auge für alles, was sich in ihrer Umgebung abspielte, besaß, und die eine überaus feine Menschenkennerin war. Einst hatte die Monarchin drei Prinzessinnen zu sich geladen, um eine derselben für einen Prinzen des kaiserlichen Hauses als Gattin auszuwählen. Jedesmal, wenn der Wagen mit einer der Geladenen in den Hof rollte, stand die Kaiserin am Fenster und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit das

Verhalten der betreffenden Prinzessinnen beim Aussteigen. Dann äußerte sie zu ihrer Hofdame, die Prinzessin, die an zweiter Stelle gekommen sei, erscheine ihr am geeignetsten für die zu schließende Ehe, und fuhr fort, als die Hofdame daraufhin ihre hohe Herrin erstaunt anblickte: „Ich will Ihnen sagen, warum ich mich für die mittlere der Prinzessinnen entscheiden möchte. Wie Sie wissen, meine Liebe, pflege ich genau zu beobachten, und so habe ich denn aus der Art und Weise, wie jede der Prinzessinnen das Gefährt verließ, auf ihre Charakterveranlagung geschlossen. Die erste glitt mit ihrem Fuß vom Wagentritt ab und wäre beinahe hingestürzt, sie ist also ungeschickt und linkisch. Die dritte sprang einfach, ohne den Tritt zu benützen, aus dem Wagen und trat dabei auf ihre Schleppe. Daraus entnehme ich, daß sie mutwillig, leichtsinnig und oberflächlich ist. Die zweite aber stieg vorsichtig und doch ungezwungen aus, nahm auch ihre Schleppe fürsorglich auf den Arm. Diese und keine andere soll daher die Gemahlin des Prinzen werden." O. L.

Ein guter Ausweg. — Mac Gregor, ein alter Fischer auf den Orkneyinseln, war schwer krank und bangte sich um das Schicksal seiner Frau, die zu alt zum Arbeiten war und die er nicht gerne im Armenhause gewußt hätte.

„Nancy," sagte er zu ihr, „wenn ich gestorben bin, mußt du einen anderen heiraten, der dich auf deine alten Tage pflegt."

„Nein, Mac Gregor," erwiderte die gute Frau, „ich kann doch nicht wieder heiraten, was sollte ich denn nachher im Himmel mit zwei Männern anfangen?"

Dem Alten leuchtete diese Begründung ein. Er versank in Grübeln, aber plötzlich erhellte sich sein Gesicht. „Jetzt hab' ich's, Nancy!" rief er. „Du heiratest den alten Neger Pompejus. Der ist gut und arbeitsam, aber er ist ein Heide. Wenn du den nimmst, bist du auf Erden versorgt, und in den Himmel kommt der Kerl doch nicht. Dann haben wir beide uns wieder allein."

Damit war die brave Frau gern zufrieden. C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

